Reichs-Elternwarte

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes

Heft 15 1937



Erscheint vierzehntägig
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.
frei Haus

Ferien!

Aufnahme: Dr. Westkamp

Inhalts-Uebersicht

Was können unsere Kinder werden?

Aus dem Inhalt der „Reichs-Elternwarte" Heft 14

„Das Dorf und seine Schule", richtungweisender Aufsatz von Albrecht Schäfer / *„Wer ist ein Verschwender?"* von Wilhelm Martens / *„Sprechbilder"*, Anregungen für unsere Mütter von Käthe Altwallstädt / *„Zufall oder . . ."*, eine besinnliche Plauderei von E. K. Menz / *„Das große Los"*, von Paula Koenig / *„Hilfe bei den Schularbeiten"*, Fortsetzung der Reihe von Edmund Fischer / *„Wie Kinder ihre Zukunft sehen"*, eine aufschlußreiche Klassenarbeit 13jähriger Mädchen einer Volksschule in einem kleinen Industrieort von Albert Schöllenbach / *„Wenn mein Vater nicht gewesen wäre!"*, eine Jugenderinnerung von Fischer-Mohsdorf / *„Herzen in Not"*, Fortsetzung der Novelle von Henrich Hansen / *„Bildergrüße unserer Leser"*, Bilder von Kindern unserer Leser / Zum Thema: „Was können unsere Kinder werden?" schrieb Dr. Hans Hajek einen grundsätzlichen Beitrag: *„Gefährliche Berufe für — Unberufene"*, und für unsere Mädchen dient der Beitrag: *„Die Chemotechnikerin"*.

Die Aufgabe der NS-Schwester

Organisation der NS-Schwesternschaft

Der Nationalsozialismus vertritt eine neue Anschauung über die Gesundheitsführung des Volkes und stellt den Gedanken der Rasse und Erbgesundheit in den Mittelpunkt des völkischen Lebens. Dazu braucht er eine Truppe, die diese Gedanken und Anschauungen nicht nur in die weitesten Kreise des Volkes hineinträgt, sondern auch fürsorgerisch zur Tat werden läßt. Zur Lösung dieser Aufgabe schult sich die Bewegung in der Organisation der NS-Schwesternschaft einen Stoßtrupp.

Der bisherige Schwesterntyp war anders geartet, als ihn unser heutiges Denken verlangt. Die Schwester war Helferin in Krankheit und hereingebrochener Not. Wo beides fehlte, war sie an sich überflüssig.

Die Schwesternarbeit am Volke soll sich in Zukunft nicht nur auf Kranke und Notleidende beziehen, darf nicht nur in der Pflege der Kranken bestehen, im Lindern der Folgen der Armut oder augenblicklicher Not. Sie muß weitergehen. S c h w e s t e r n a r b e i t m u ß z u g l e i c h F ü h r u n g d e s V o l k e s i n G e s u n d h e i t s f r a g e n s e i n.

Der Staat verlangt von der neuen Schwester nicht nur die Pflege der Kranken, nicht nur eine Hilfeleistung während einer bestehenden Notzeit, ihr Arbeitsgebiet ist viel weiter ausgedehnt worden. S i e i s t d i e j e n i g e, d i e d e n W i l l e n d e s S t a a t e s i n d e r G e s u n d h e i t s f ü h r u n g d e s V o l k e s d u r c h z u f ü h r e n h a t. Aus diesem Grunde wurde am 17. Mai 1934 die NS-Schwesternschaft gegründet. In allen Belangen der Ausbildung und Schulung wurde die NS-Schwesternschaft dem Reichsärzteführer Pg. Dr. Wagner, in allen Belangen der Organisation, Verwaltung und Finanz dem Leiter des Hauptamtes für Volkswohlfahrt, Pg. Hilgenfeldt, unterstellt. In der NS-Schwesternschaft steht dem Hauptamt für Volkswohlfahrt und damit der Partei eine Organisation zur Verfügung, die durch die Art ihrer Tätigkeit in besonderem Maße geeignet ist, zur Schaffung wahrer Volksgemeinschaft im Sinne der NSDAP beizutragen.

Als H a u p t a u f g a b e n g e b i e t hat das Hauptamt für Volkswohlfahrt der NS-Schwesternschaft die Gemeindepflege zugewiesen. Hier hat die NS-Schwester die beste Möglichkeit, als rechte Schwester die ihr anvertrauten Volksgenossen mütterlich fürsorgend zu betreuen. Durch ihre Arbeit kommt die NS-Gemeindeschwester in alle Häuser, sie hat Zugang zu den Armen und Reichen, Jungen und Alten, Männern, Frauen und Kindern, zu Gesunden und Kranken.

D i e N S - G e m e i n d e s c h w e s t e r p f l e g t w i e d i e S c h w e s t e r a l l e r a n d e r e n V e r b ä n d e t r e u, s o r g s a m u n d m ü t t e r l i c h d i e K r a n k e n. I h r e A r b e i t g i l t a b e r d a r ü b e r h i n a u s d e r B e t r e u u n g d e r G e s u n d e n, i n s b e s o n d e r e d e r M ü t t e r u n d K i n d e r. Hier hilft sie nicht nur die Aufgaben zu lösen, die der NS-Volkswohlfahrt gestellt sind, sondern als Helferin des Arztes hat sie als Sozialistin der Tat auch an der Bewältigung der dem Amt für Volksgesundheit gestellten Aufgaben mitzuwirken. D a r ü b e r h i n a u s soll die Gemeindeschwester durch ihr persönliches und dienstliches Leben den ihr anvertrauten Volksgenossen ein Vorbild nationalsozialistischer Einsatzbereitschaft und Lebens-

Fortsetzung auf Seite 539

Heft 15 1937

Reichs-Elternwarte

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NSLB.
durch Regierungsdirektor Heinrich Siekmeier



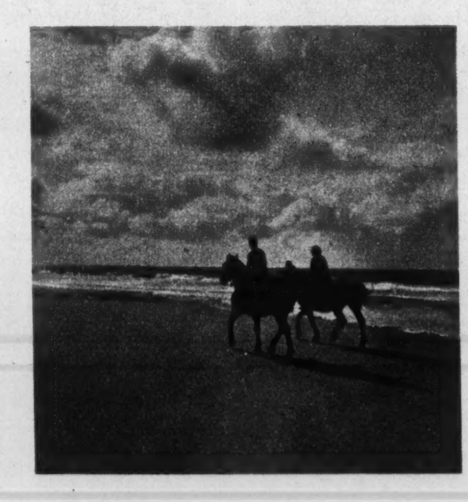
Aufnahme: Agfa-Bildarchiv

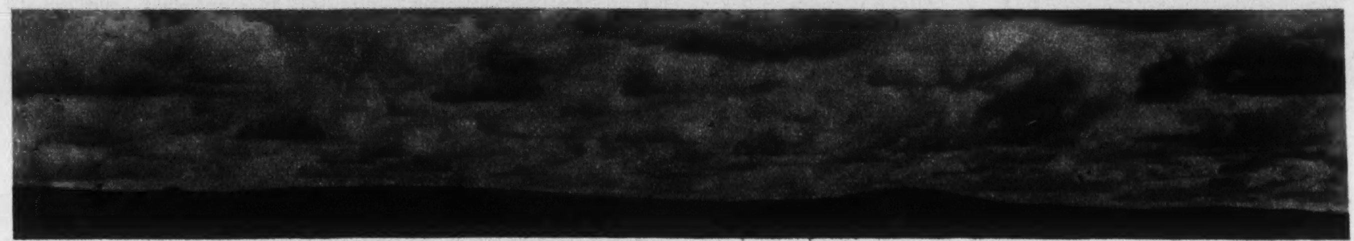


Ferien!

Gibt es eigentlich überhaupt Ferien, in denen sich der Mensch völlig von seinem eigenen Leben trennt, draußen in der Natur sich von sich selber erholt? Die Schwarzseher sagen: nein. Das scheinen nur solche Menschen zu sein, die dann, wenn die Sonne scheint, schon den kommenden Regen vorausahnen wollen, und, wenn die ersten Frühlingsblumen sprießen, mit gerunzelter Stirne von den Gefahren der Nachtfröste reden. Sie sind es auch, die dem lieben Mitmenschen das Leben dadurch schwer machen, daß sie elegisch immer wieder erklären, das Leben sei eine einzige Qual. Aber es gibt auch andere, und das sind die, deren Herz frei ist von allem Verneinenden. Es sind oft Menschen, die im Leben schwer schaffen und ringen müssen. Wenn aber die Sonne scheint, dann freuen sie sich des Lichts und der Wärme, und am ersten Ferientag, der vielleicht sogar kalt und stürmisch anbricht, werfen sie allen Ballast des täglichen über den Haufen und sprechen von diesem „wunderbaren" Ferientag. Das sind die Guten. Sie tragen den seelischen Aufbau des Volkes, sie sind die dauernden Kraftquellen gegen alle jenen verneinenden Elemente, deren Lebenszweck es nur zu sein scheint, anderen Menschen die Freude zu vergällen.

Ferien vom „Ich". Vor uns eine Zeit, auf die wir uns längst gefreut haben. Da haben wir Pläne studiert, Karten angesehen und den Badeanzug noch einmal auf seinen Zustand untersucht; im übrigen schon wochenlang in den Freistunden nichts getan, als nur auf die Abfahrt gewartet. Und nun stehen wir plötzlich an der See. Wir sind alle zusammen den Weg dahingegangen, freudig plaudernd, und doch ein wenig erregt. Die Sonne meint es gut mit uns. Hinter ein paar leichten Wölkchen hervor ist sie auf ihrem weiten, blauen Plan gefahren und lacht nun — und lacht. Vielleicht, daß sie sich über uns freut, wie wir nun alle mit vollem Herzen vor dem weiten Meere stehen. Hin und zurück rollen die Wogen auf den weißen Strand. Fast berühren die schnellsten Wellenrenner ein paar hübsche Burgen hart am Meere. Scht . . . scht, sagen die Wogen beruhigend. Und auf einmal wirft man auch den letzten Ballast von Wochen und Wochen von sich, reißt die Kleider vom Leibe, zieht den Badeanzug an und eilt — was man nur kann — hinein in die kühlende Flut. Wir sind da so ganz anders wie manche anderen Menschen, die auch noch heute glauben, man könne nur in einem Badeanzug der letzten Mode, mit mehr rot als rosig angetünchten Fuß- und Fingernägeln, von einer eleganten Badekabine aus, in der man den Strandanzug a la Multimillionär neckisch für die Rückkehr zum Strandbummel bereithält, „Badegast" sein. Wenn das Meer uns umschmeichelt, die Sonne scheint, fröhliche Menschen um uns sind,





und man an nichts denkt, als nur daran, daß es Ferien sind, da mag der Badeanzug ruhig einmal überjährig sein; das ist gleichgültig. Das Herz ist ja so neu in diesen Stunden.

Ich habe einmal eine Lebenskünstlerin kennengelernt an der blauen Ostsee, die mir stets und uns allen ein Vorbild sein könnte. Die Frau kam aus einer kleinen Fabrikstadt, saß täglich treu und brav ihre 8 Stunden schaffend in einem Werke, und wenn der Abend kam, dann mußte sie noch manchmal die alten Eltern in der Erledigung ihrer täglichen Hausarbeit unterstützen. Ich habe stets gesehen, daß diese Frau zu arbeiten — aber auch zu feiern verstand. Arbeitete sie, so geschah das mit jenem inneren Ernst und einer Freudigkeit, die ergriff. Verbrachte sie aber Ferientage, dann war sie restlos in einer Feierstimmung. Das strahlte auf alle über, die in ihrer Nähe waren. Man sah es ihr 24 Stunden nach ihrer Ankunft nicht an, daß sie am Tage vorher noch im grauen Arbeitskittel in der Fabrik gesessen hatte. Mit vollen Zügen trank sie die Schönheit des Meeres und der Sonne in sich hinein, tollte im Wasser, und in Stunden, wo sie sonst eifrig schaffte, lag sie im Schatten des Strandkorbes und las. Sie meckerte auch nicht grämlich und machte ihren Mitfeiernden dadurch nicht die Ferien zuschanden, wenn das Essen in der kleinen Fischerhütte einmal nicht so gut war, wie der Badeprospekt es verkündet hatte. Ich habe auch nie beobachten können, daß sie das Gesicht grämlich verzog, wenn ein spielendes Kind in ihrer Nähe einmal vor Freude laut aufjauchzte — oder in der nächsten Strandburg ein paar Unentwegte zum „Gebetsbuch des Teufels", den Karten, gegriffen hatten und ihrer Siegesfreude oder auch Niederlage recht demonstrativen Ausdruck gaben. In diesem Feiern der Frau liegt das Grundgeheimnis jeder wahren Ferienfreude überhaupt. Niemand wird es als eine Erholung für den Briefträger betrachten, der tagaus, tagein seine Treppen emporsteigt, wenn er in den Ferientagen mit dem schweren Rucksack bewaffnet und Berge steigt. Kein Mensch des Büros, der tagtäglich an der Schreibmaschine sitzt, möchte wohl seine Ferien im Gartenhaus mit der Schreibmaschine verbringen. Anders sein können, anders leben können als im Alltag, das macht die Ferien aus. Und wenn wir nun zusammen an der See sind und vielleicht einmal wie die Kinder im Reifenspiel oder beim Wasserball in den Fluten tollen; ein anderer.







dem sonst die körperliche Arbeit fremd ist, angesichts des herrlichen Meeres eine Burg schaufelt oder ein Dritter, der sonst an der Maschine steht oder auf den grauen Hof sieht, eifrig bunte Muscheln liest, schöne Strandpflanzen sucht, dann verstehen wir alle diese so gut wie den Volksgenossen, den ich auch einst an der Ostsee traf, — er war trotz großer Sehnsucht durch sein Arbeitsleben gezwungen, nur in Zeitschriften und Zeitungen vom Wassersport zu lesen, — der nun hier plötzlich Segelbootsmodelle schwimmen ließ. Seltsam ist das alles, was der Mensch aus seiner Sehnsucht und sich heraus gestaltet, wenn er im Zauberbanne des blauen Meeres lebt. Arm in Arm gehen wohl junge Menschen um die Abendzeit an den stillen Ufern der See entlang, sehen von dort, — sehnsüchtig wie junge Menschen sind, — auf die Weite des Meeres. Mancher erlebt den Sonnenuntergang auch in den ewigen Buchenwäldern der Ostseeküste, deren helle Stämme weit aufs Meer hinausscheinen. Wunderbar auch jene stillen Stunden, da man mit dem Fischer oder einem Bauern der Küste im Abenddämmern vor der Hütte sitzt, auf das Leuchten des Meeres schaut und von den langsam in den Hafen ziehenden Fischerbooten her die Weise eines Schifferklaviers klingt. Seemannslieder sind es, und Fischerlieder. Mancher aber lernt sie erst in ihrer

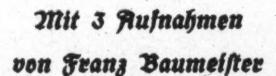


ganzen Schönheit und Tiefe kennen, wenn im Dorfkruge abends die Dorfbewohner und Sommergäste sich im Tanze drehen. Es muß schon ein meckerischer Geselle sein, dem das Herze im Tageslauf des Erholens und auch Faulenzens nicht frei würde.

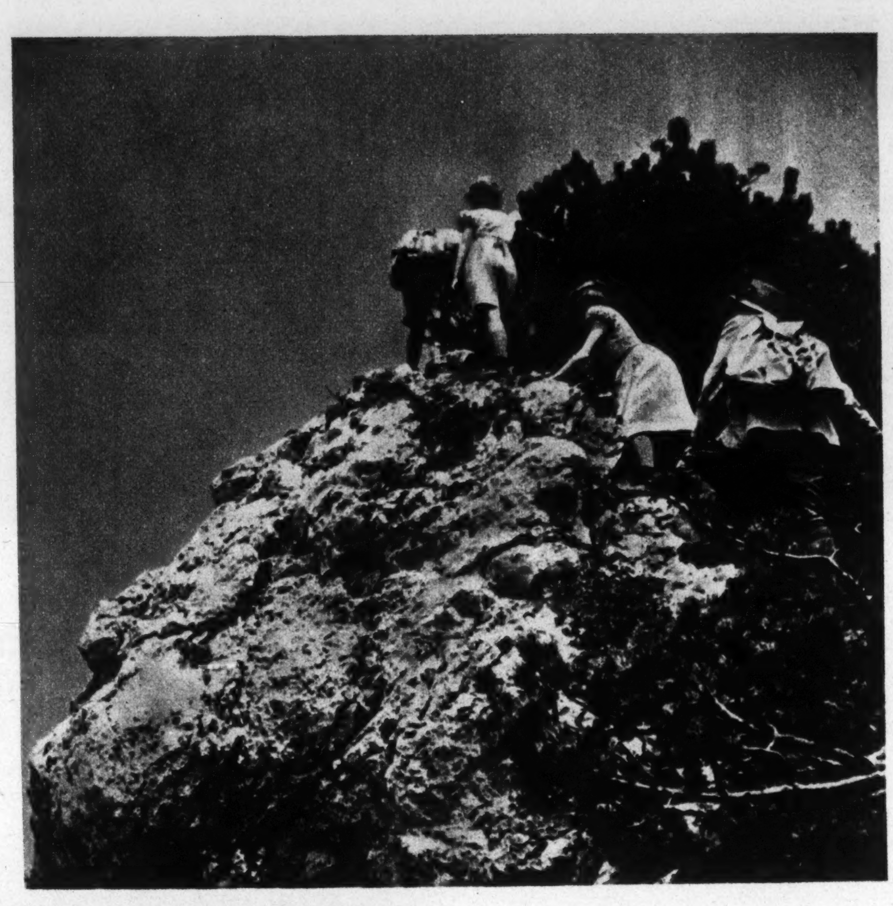
Es gibt viele Sagen und Märchen, die sich um den Zauber der See schlingen. Ein solches erzählt uns, wie einst eine traurige, verlassene Maid in den Dünen gesessen sei und nicht mehr an das große Wunder jenes Lebens geglaubt habe, bis plötzlich ein Zauberer vor ihr gestanden, und ihr geboten habe, die Augen zu schließen. Und als sie sie endlich wieder öffnete, da lag vor ihr in unendlicher Schönheit und Sonne die See. Im Osten stieg eben langsam die Sonne empor. Vielfältig war das Licht, das sich in den Wellen des Meeres brach und immer schöner und schöner wurde es um sie, bis ihr plötzlich das Herz ganz froh und glücklich wurde. Da wollte der tückische Zauberer den ganzen Spuk vergehen lassen, aber es fehlte ihm in diesem Augenblick das Zauberwort. So blieb denn die See — die See — in all ihrer Schönheit bis auf den heutigen Tag und alle Menschen, die dort hinpilgern müssen, — seien sie noch so traurig, — so frei und fröhlich werden wie jene junge Frau. Wer's nicht glaubt, fahre selbst hin, und sage mir dann, ob ich recht geredet!

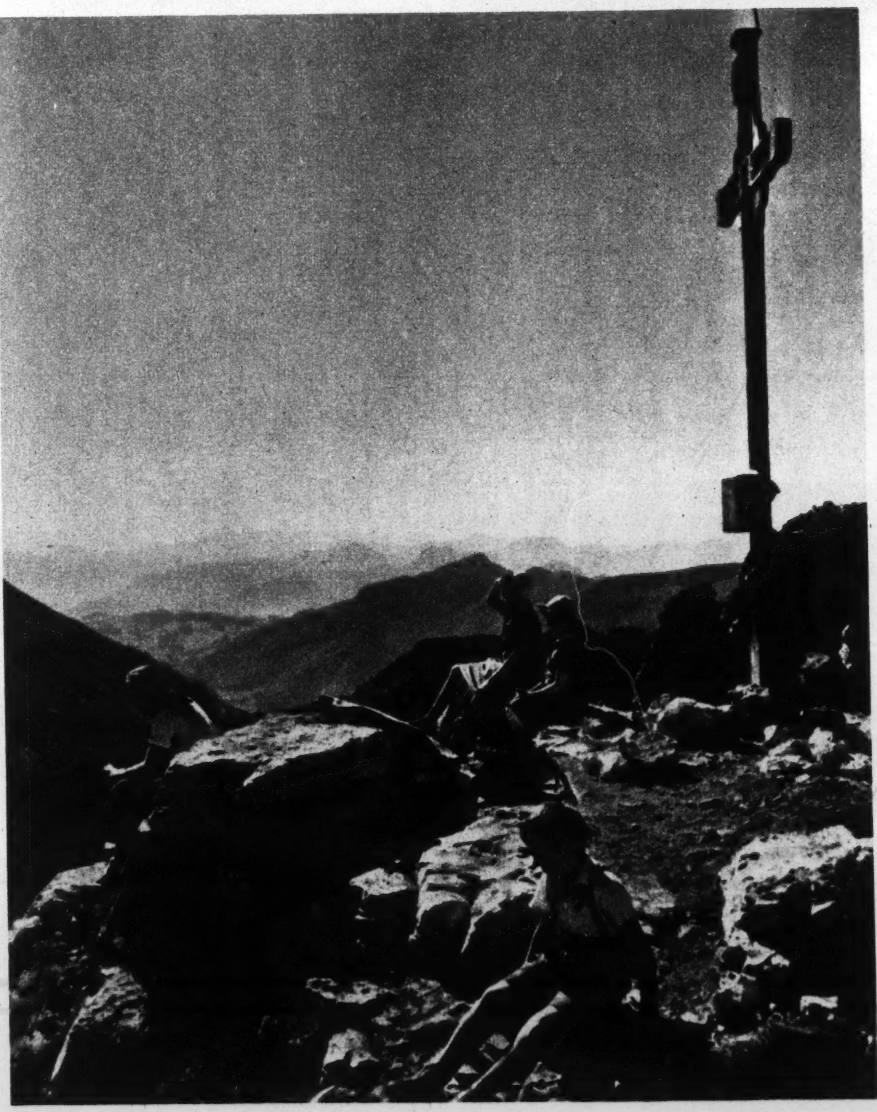


Mit den Kindern auf die Berge



Mit 3 Aufnahmen von Franz Baumeister





Mehr als dem Erwachsenen erschließen Bergtouren dem Kinde eine Wunderwelt von unfaßbarer Erhabenheit, eine Welt unendlicher Weite, die dem kindlichen Bewegungstrieb und Freiheitsdrang keine Grenze setzt.

Das seelisch Aufwühlende dieser ganz anders gearteten Natur und die körperlich ungemein anregenden Einflüsse auf den kindlichen Organismus bringen es mit sich, daß Kindheitserlebnisse in den Bergen stets zu den schönsten und nachhaltigsten zählen.

Niemals sollen uns darum Bedenken über etwaige Gesundheitsschädigungen oder gar Besorgnisse ob der lauernden Gefahren davon abhalten, unsere Kinder von geplanten Bergwanderungen auszuschließen.

Den Eltern bleibt lediglich die Pflicht, jede Bergtour mit Kindern gewissenhaft vorzubereiten und durchzuführen, dann wird jeder auf freier Höhe verbrachte Tag zur Quelle reiner Erholung für die ganze Familie.

Vor allem sorge man zuerst für die eigene vorurteilsfreie Einstellung zur Natur der Berge, ihrer Pflanzen- und Tierwelt und ihrer Bewohner und gebe sie seinen Kindern entsprechend weiter. Unangebrachte Vergleiche mit den Verhältnissen der Großstadt, etwa über ihre Fortschrittlichkeit und Bequemlichkeit gegenüber der ländlichen Einfachheit, unterlasse man in Gegenwart der Kinder. Diese sollen vielmehr aus dem Munde der Eltern das Ungewohnte und

Gegensätzliche der Erscheinungen z. B. in der Bauweise der Häuser, der Lebensart der Menschen, im Lebenskampf der Pflanzen gegen die Urgewalten des Gesteins und der rauhen Witterung, begreifen und achten lernen. Das macht sie aufgeschlossen, verhindert oberflächliche und überhebliche Urteile und weckt die Liebe zur unverfälschten Natur.

Es ist auch nicht ratsam, Kinder ohne körperliche Vorbereitung mit auf die Berge zu nehmen. Sie sollen wenigstens längere Fußwanderungen mit kleiner Rückenbelastung gewohnt sein. Grundsätzlich muß jedes seinen Eigenbedarf an Verpflegung, Wäsche und Kleidern selbst tragen. Vater braucht am Sonntag oder im Urlaub nicht der Packesel für die ganze Familie abgeben. Selbst wenn das Wetter länger schön zu bleiben verspricht, nimmt jedes Kind einen Regenschutz und ein wärmendes Wolljäckchen mit. In großer Höhe ist es auch bei strahlender Sonne kühl und windig. Unvermutet fällt kalter Nebel ein, plötzlich auftretende Gewitter bringen oft mitten im Sommer eisige Schneestürme. Die Schuhe brauchen nicht schwer genagelt zu sein, aber eine dicke Sohle und bequeme Weite sollen sie haben, damit der Fuß, mit Wollstrümpfen bekleidet, weichen Tritt findet. Schnürschuhe geben beim Steigen besseren Halt. Zur Erleichterung kann man sie bergauf nur zur Hälfte herauf schnüren. Zum Abstieg bindet man sie ganz stramm und legt über den Rist noch ein weiches Stück Stoff oder Taschentuch. Dadurch vermeidet man das Vorrutschen in die Schuhspitzen und damit das schmerzhafte Wundlaufen der Zehen.

Der Durst ist auf den Bergen für Kinder der unangenehmste Wegkamerad. Mutter soll ihn nicht noch künstlich vermehren durch Verabreichen des leider noch üblichen scharfen Bergproviants, bestehend in Fleisch- und Wurstdauerwaren und Käse.

Bekömmlicher und billiger sind kalte, mit Marmelade eingerollte Eierkuchen (Bayrische Pfannenkuchen), Milchpuddings, dicker Haferflockenbrei oder rohe Eßhaferflocken, rohe Tomaten und Mohrrüben, frisches oder gedörrtes Obst, Haselnüsse und die dünnen, leichten Platten des Knusperbrotes. Letzteres erzeugt, wie alles, was langes Kauen verlangt, viel Speichelfluß und verhindert das Austrocknen des Rachens. Ißt man diese Kost gelegentlich unterwegs, dann kann der Hunger nicht aufkommen.

Das Lutschen von Süßigkeiten aller Art soll dem Körper rasch neue Kraft zuführen? Mag sein. Aber gewöhnlich bekommt man darauf noch mehr Durst. Als kräftesteigernd und durstlöschend hat sich ein Schluck kalter, mit Traubenzucker gesüßter Tee noch stets bestens bewährt.

Hütet die Kinder vor dem unbeherrschten Hinunterstürzen des eiskalten Quellwassers, vor dem Schnee- und Eislutschen!

Während des Aufstiegs spare sich Vater alle Drohungen gegenüber dem übermütigen Jungen. Und Mutter soll dem Jungen nicht unnötig Angst einjagen mit ihrem Gejammer über Schwindelanfälle und Todesstürze!

Ein Junge *will* und soll seine Kraft und Geschicklichkeit an steilen Stellen versuchen. Er *möchte* einmal in die Tiefe sehen um festzustellen, daß er wirklich schwindelfrei ist. Es ist viel ungefährlicher, den Kindern ihre im angeborenen Kraftgefühl schlummernde Sicherheit zu belassen, als sie durch übertriebene Aengstlichkeit mutlos und feige zu machen.

Allzu wagehalsigen Kletterversuchen beugt man vor, wenn Vater und etwa auch Mutter in der Lage sind, mit den Kindern leichte kurze Klettereien auszuführen. — Möglichst in Strümpfen, Turnschuhen oder barfuß! — Andernfalls ist es besser, für den Anfang ganz zahme Vorberge zu wählen.

Ueberhaupt lege man zur Erprobung der kindlichen Leistungsfähigkeit die ersten Touren *sehr* kurz an, daß genügend Zeit zu unvorhergesehenen Aufenthalten und für einen gemütlichen Rückweg bleibt. Wer auf dem Heimmarsch mit übermüdeten Kindern hetzen muß, nimmt ihnen schon beim ersten Male die Bergfreudigkeit.

Genügsames, weises Maßhalten in den Anforderungen, verweilendes Versenken in die zarten, herben oder gewaltigen Schönheiten der Bergnatur bewahrt die Kinder von vorne herein vor üblem Bergfexertum und öder Gipfelstürmerei.

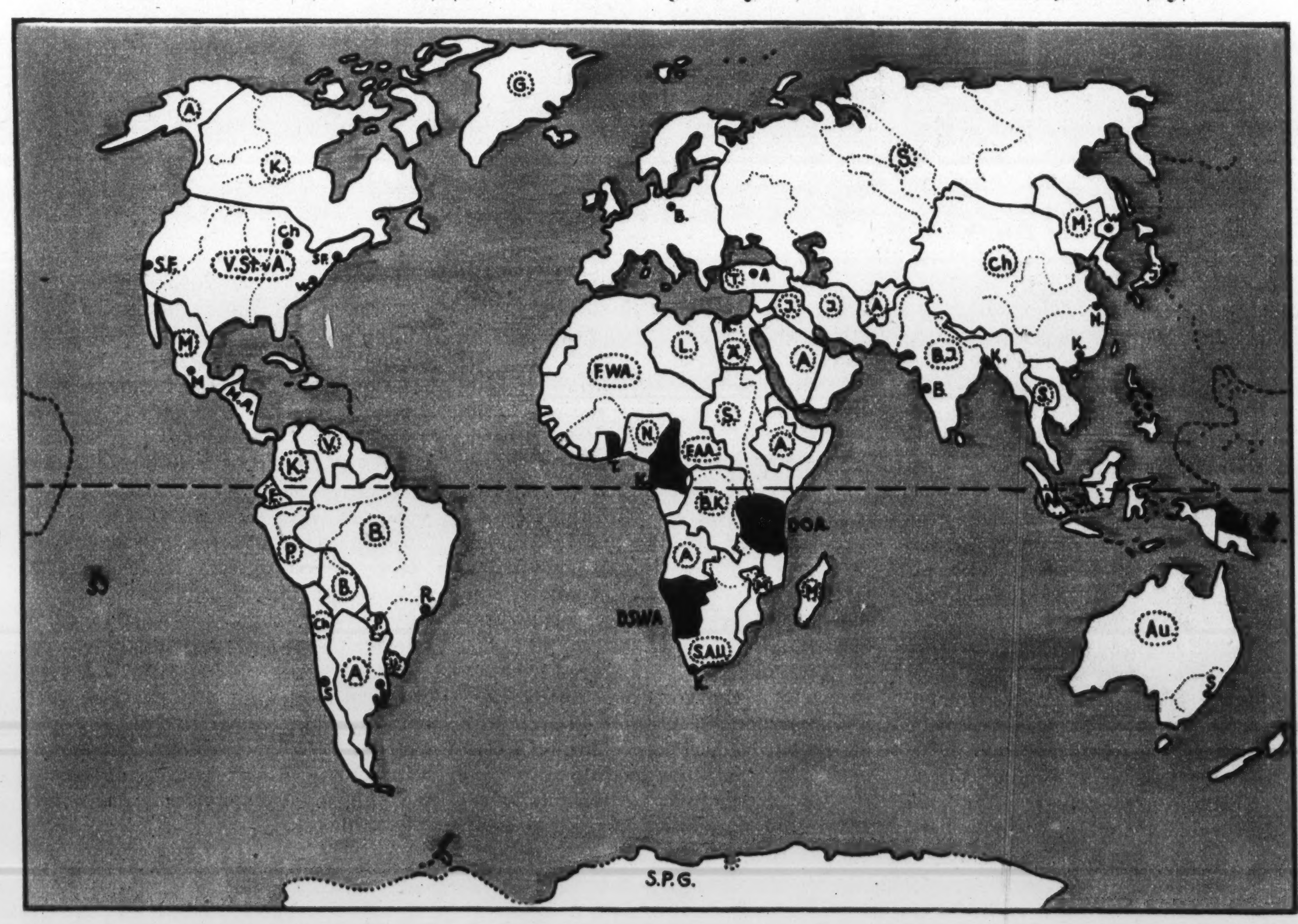
Hilfe bei der Schularbeit

Dazu habe ich keine Lust

Von Edmund Fischer

Zu dem „volkstümlichen Einmaleins des Wissens", das kürzlich eine oberste Schulbehörde als ein Ziel der Volksschularbeit im neuen Deutschland bezeichnete, gehören nicht nur einige Kenntnisse von Europa, sondern auch ein bescheidenes Wissen von Namen, Lage und Bedeutung besonders wichtiger und herausgehobener erdkundlicher Objekte A u ß e r e u r o p a s. „Wichtig" soll auch hier wieder heißen: für Deutschland wichtig. Es kommt also nicht darauf an, daß sich das Kind — wie es früher hier und da der Fall gewesen ist — lückenlos Namen und Lage auch der kleinsten außereuropäischen Ländchen und ihrer Hauptstädte einprägt, sondern daß es von den Ländern, Städten, Flüssen, Gebirgen usw. der Erde etwas weiß und sich eine Vorstellung machen kann, die in politischer, wirtschaftlicher oder kultureller Beziehung für unser Volk und Vaterland bedeutsam sind. Der Festigung dieses Wissens vermögen die im folgenden beschriebenen erdkundlichen Lernspiele zu dienen. Was die Menge der einbezogenen geographischen Objekte anbetrifft, so sind die Spiele für Volksschüler berechnet. Die erdkundlichen Merkhefte des Kindes werden den Eltern immer die nötigen Hinweise geben, in welcher Beziehung die angeführten Spiele gegebenenfalls weiter ausgebaut werden können oder müssen.

Wir beginnen mit dem L ä n d e r - und S t ä d t e - s p i e l A u ß e r e u r o p a. Als Kartengrundlage eignen sich am besten die Pausblätter von H a r m s u. B ö r n e r aus dem Verlag List u. von Brassensdorf, Leipzig, die 10 Pfg. das Stück kosten. Für jeden Mitspieler wird ein Pausblatt auf dicker Pappe aufgezogen. Auf den Kartenblättern werden nun die Anfangsbuchstaben der wichtigsten Staaten, Kolonialgebiete und Städte Außereuropas mit Buntstift eingetragen. Auf unserer Karte (Abb. 1) haben wir der Deutlichkeit wegen um die Anfangsbuchstaben der Länder punktierte Linien gezogen. Die ehemaligen deutschen Kolonien werden schwarz ausgemalt. Jeder Bezeichnung auf der Karte entspricht ein buntes Fähnchen. Diese werden wieder aus Stecknadeln und Buntpapier hergestellt. Die Eintragungen auf der Karte und die Fähnchen müssen sich jeweils in der Farbe gleichen. Wir wählen am zweckmäßigsten



grün für selbständige Staaten,
braun für Kolonialgebiete,
schwarz (Rückseite weiß) für die uns geraubten Kolonien,
rot für Hauptstädte,
rosa für sonstige bedeutende Städte.

Die Fähnchen enthalten auf der Vorderseite den Namen und auf der Rückseite eine knappe Kennzeichnung der betreffenden Länder und Städte. Einige Beispiele hierfür:

Objektivgruppe	Vorderseite	Rückseite
Staaten	Brasilien	Südamerika, 18 mal Deutschland
	Türkei	Vorderasien 1½ mal Deutschland
Kolonialgebiete	Brit.-Indien	Südasien — brit. 10 mal Deutschland
Ehem. deutsche Kolonien	Kongogebiet	Afrika — belgisch, 5 mal Deutschland
		D.-Südwestafrika, fast 2 mal Deutschl., jetzt brit. Mandat
Hauptstädte	Tokio	Japan, über 2 Mill. Einw.
	Rio de Janeiro	Brasilien, 1½ Mill. Einw.
Sonstige Städte	Chicago	Ver. Staaten, fast 3 Mill. Einw.

Spielmöglichkeiten: 1. Es wird zunächst nur mit den Fähnchen der Länder und Kolonialgebiete oder mit den Fahnen der Städte gespielt. Vorder- und Rückseite der Fähnchen werden vorgelesen.

2. Die Kinder mischen alle Fähnchen und heben sie reihum in bunter Reihenfolge auf. Sonst wie oben.

3. Nur die Namen der Länder, Kolonien und Städte werden verlesen. Das Kind erhält das Fähnchen, das jeweils zuerst das erdkundliche Objekt richtig zu kennzeichnen weiß.

4. Wie bei 3. Wer ganz falsche Angaben macht, statt zu schweigen, wenn er einmal nichts weiß, bekommt ein bereits erobertes Fähnchen weggenommen. Sieger ist in jedem Falle, wer zuerst alle erreichbaren Fähnchen erobert hat.

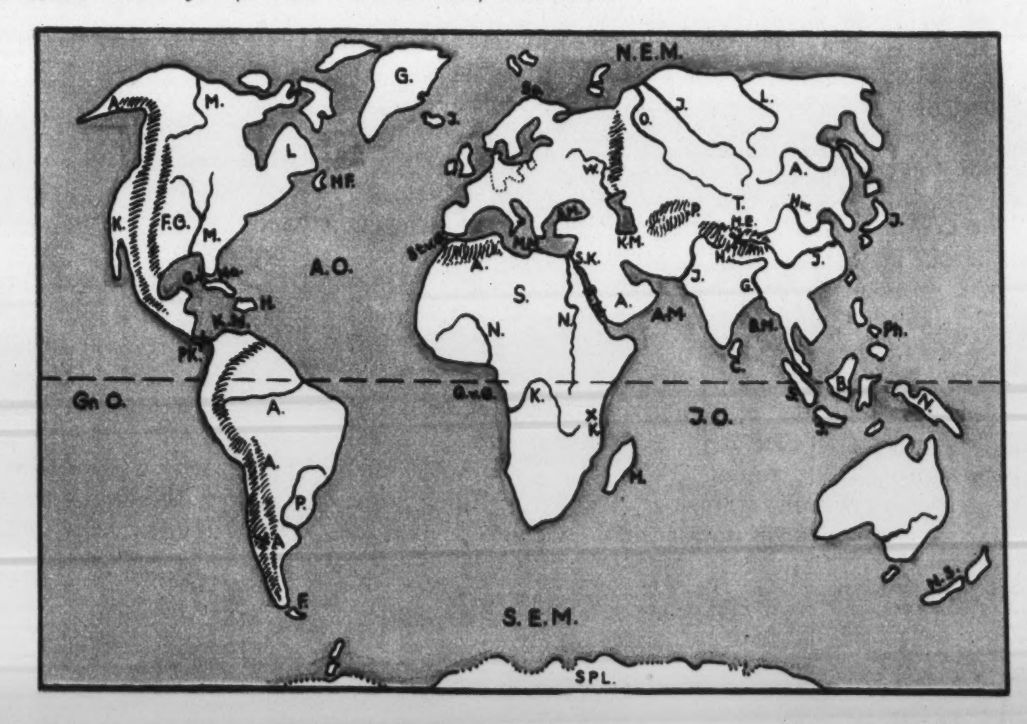
Das zweite Lernspiel wollen wir das außereuropäische Fähnchenspiel nennen. Wir verwenden dazu wieder die Pausblätter von Harms-Börner, zeichnen aber diesmal die größten Gebirge und Ströme der Erde ein und schreiben zu ihnen und zu den bedeutendsten Meeren, Inseln, Halbinseln, Meeresstraßen und Kanälen die Anfangsbuchstaben ihrer Namen (vgl. Abbildung 2). Als Farben der Namensbezeichnungen und Fähnchen wählen wir diesmal

braun für Gebirge und Berge,
blau für Ströme und Kanäle,
grün für Meere, Meeresteile und Meeresstraßen,
rot für Inseln,
gelb für Halbinseln, Landschaften u. ä.

Einige Beispiele für die Vorder- und Rückseitenbeschriftung der Fähnchen.

Erdkundliches Objekt	Vorderseite	Rückseite
Gebirge	Himalaya Innerasien, 8800 m	höchstes Gebirge der Erde
Berge	Kilimandscharo Innerafrika, 6000 m	höchster Berg Afrikas (im ehemaligen Deutsch-Ostafrika)
Ströme	Nil	Nordafrika, fließt ins Mittelländ. Meer, fast 5 mal Rhein
Kanäle	Panama-Kanal	Mittelamerika, verbindet Großen und Atlant. Ozean
Meere	Großer Ozean	zwischen Asien, Australien und Amerika, 15 mal Europa
Meeresstraßen	Straße von Gibraltar	verbindet den Atlantischen Ozean und das Mittelländische Meer
Inseln	Madagaskar	im Indischen Ozean an der Ostküste Afrikas
Halbinseln	Labrador	im NO Nordamerikas,
Landschaften	Sahara	große Wüste i. Nordafrika.

Spielverlauf und -möglichkeiten wie beim vorigen Spiel! Man verfehle auch nicht, die beiden Erdkarten von dem Kind durchpausen und farbig gestalten zu lassen. Die Kinder tun dies nicht nur gern, sondern lernen auch viel dabei.



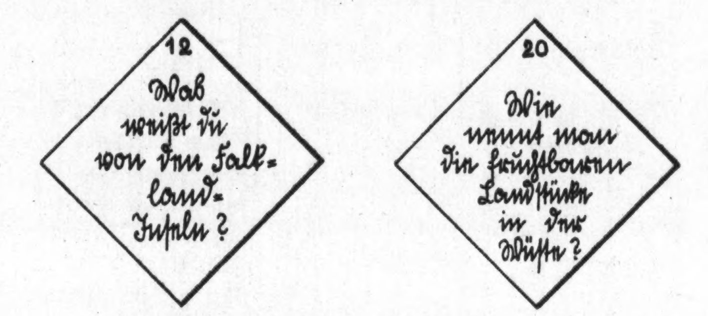
Wer nicht die Zeit für die Herstellung der eben beschriebenen Spiele hat, den empfehlen wir das „Geographische Frage- und Lottospiel: Rund um die Erde“ aus dem Verlag Scholz-Mainz (2 RM.). Es besteht aus 6 Lottokarten (Europa, Asien, Afrika, Nord- und Südamerika, Australien und Ozeanien) und 48 numerierten Lottoplättchen, die, richtig in die Lottokarten eingefügt, sechs vollständige Landkarten ergeben. Um die Lottoplättchen zu erhalten, müssen die Kinder die auf deren Rückseite aufgedruckten Fragen richtig beantworten. Daß die Fragen tatsächlich recht geschickt gewählt und vielseitig sind, mögen nachstehende Beispiele beweisen:

Wer gar zu dem Scholzschen Lotto die bunten und beschrifteten Fähnchen der von mir erdachten Lernspiele schafft, gibt seinem Kinde ein Spiel in die Hand, wie es kaum schöner und lehrreicher sein kann.

Schließlich besteht für die Eltern noch die Möglichkeit, ein Lotto „Aus aller Welt“ in der Gestalt zu schaffen, wie wir es in der letzten Folge unter Benutzung der erdkundlichen Uebungskärtchen von Beltz-Langensalza empfohlen haben. Sollte die Serie „Außereuropa“ inzwischen noch nicht von diesem Verlag herausgebracht worden sein, so können die Eltern sich das Spiel leicht selber herstellen. Sie brauchen bloß die Beschriftung der Fähnchen auf die Vorder- und Rückseite der Lottokärtchen zu übertragen und dabei alle die erdkundlichen Objekte zu berücksichtigen, die auf unseren beiden Landkarten verzeichnet sind.







Aus meinem Wäscheschrank

Von Thilde Höllwarth-Kunter

Als wir in unser kleines Siedlungshaus einzogen, war uns die Unterbringung des Wäscheschrankes eine große Sorge. Denn er stammt aus Urgroßmutters Zeiten, ist hoch und breit, wuchtig und von ausladender Behäbigkeit und erdrückt förmlich die kleinen anspruchslosen Räume. Aber nicht um viel hätte ich mich von diesem Ungetüm getrennt, und darum fand er endlich auch seinen Platz in der oberen Diele.

Nicht, daß ich etwa um meiner eigenen Wäscheausstattung willen einen Schrank solchen Ausmaßes benötigt hätte. Ach, sie ist klein und wurde in jeder Beziehung den heutigen Verhältnissen angepaßt. Von den Utensilien, die man früher als Hemd und heute sinnentsprechend (und viel vornehmer) als Hemdchen bezeichnet, geht ein halbes Dutzend in eine winzige Schublade. Und von meinen Tischtüchern beanspruchen drei noch nicht denselben Raum wie ein einziges Tischtuch meiner Urgroßmutter. Die liegen da, kompakt und schwer, schneeig weiß und eines über dem andern, daneben Bettücher, Haipfel, Kissen, aufgeschichtet. Es ist Leinen, das die Urgroßmutter selbst gesponnen und gewebt hat, als sie ein frisches Bauernmädel war und ihr Sinnen nach eigenem Hausstand ging. Sehnsüchtige und liebende Gedanken mögen mit hineingewoben worden sein, und all ihr Hoffen auf ein künftiges Glück; und das schien um so gesicherter, je größer der Bestand an Linnen. Längst wurde nicht alles verbraucht, der Rest vererbte sich auf die Großmutter, die selbst auch wieder an einer schönen Wäscheaussteuer arbeitete. Zwar wurde sie da schon nicht mehr handgesponnen und -gewebt, wohl aber selbst genäht und gestickt. — Und Mutter wollte dann schon Wäsche haben, die aus feinem Stoff gefertigt war, wie ihn die Maschinen liefern. So lag das altehrwürdige Leinen unbenutzt und kaum geachtet.

Da führte die Entwicklung der Kriegs- und Nachkriegsjahre die jungen Mädchen aus dem häuslichen Kreise hinaus in die Berufsarbeit. Nur mit Mühe und Willensanstrengung wurden nach der nervenaufreibenden Tagesarbeit ein paar kurze Abendstunden erübrigt, in denen müde und ohne innere Muße und Freudigkeit das eine oder andere Stück der Ausstattung gestickt oder auch angefertigt wurde. Der größte Teil mußte fertig gekauft oder in Auftrag gegeben werden, und so besteht keine Verbindung zwischen uns und diesen Dingen. Sie haben uns nichts zu sagen, sie sind kalt und unpersönlich; nichts erinnert an Freude, die die Anfertigung auslöste, nichts an Gedanken der Liebe und Hoffnung, die während der Arbeit gesponnen wurden, — es fehlt ihnen die Seele.

Und so kommt es, daß ich immer lieber ein Stück von dem alten, urgroßmütterlichen Leinen hervorhole, das wohl grob und rauh, aber so warm und beredt und heimelig ist, daß mich stets Ehrfurcht vor dem Erbe der Ahnen überkommt. —

Als wir kürzlich aus amtlichem Anlaß die Personalien der Vorfahren feststellen ließen, waren Geburtstag und -ort meiner Großmutter nicht mehr zu ermitteln. — Auf ihrem Tischtuch aber prangte das Monogramm R. H., und davor sitzt eine junge Generation und spürt etwas von dem Geist, der aus ihrem Werke noch heute zu uns spricht. —

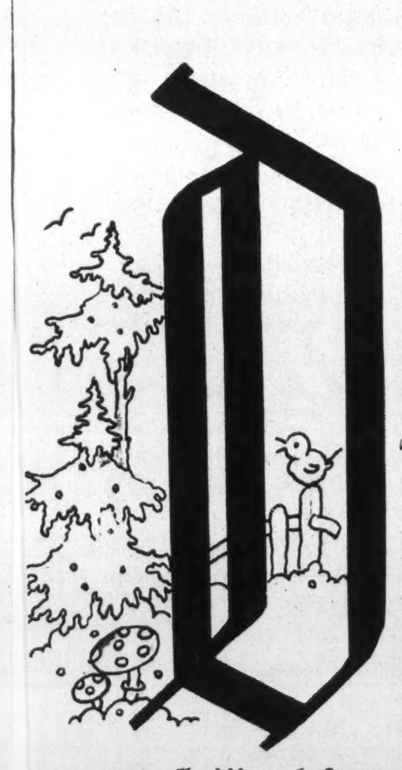
Ich aber hole meinen Webrahmen und webe den Stoff fertig für Werners Jäckchen. Er wird sich freuen, wenn es fertig ist, denn es ist fest, schier unzerreißbar und schön bunt. Und wenn er rausgewachsen sein wird, bekommt's der Jüngste. Ob es vielleicht auch Generationen erlebt? —

Georg W. Pijet erzählt:

Das Abendessen



Aufnahme: Elisabeth Hase



Das begriff nun Klein-Ursel nicht, daß sich an diesem Spätnachmittag niemand um sie kümmerte, weder Onkel noch Tante, die beide draußen im Heu rackerten, noch die Knechte und Mägde, die duftende Heuberge einbrachten, unheimliche, wuchtige Gebirge knisternden Grases, das das ganze Hoftor verstopfte und alle Wege bestreute. Was war die Ursel daneben für ein winziger Punkt in ihrem roten Kleidchen. Und wenn sie sich dreist schon auf die Zehenspitzen stellte, so reichte sie den dampfenden Braunen doch kaum bis zum schäumenden Maul. Nein, nein, sie war nur ein unscheinbarer Federwisch auf dem Bauernhofe, ein Federwisch, den man wohl übersehen konnte. Sogar die Großmutter, die liebe, alte, runzlige Großmutter, war heut an ihr vorbeigelaufen, ohne sie anzusehen.

„Großmutter!" hatte sie hinter ihr hergerufen, und da sich Großmutter nicht einmal umwandte: „Liebe Großmutter!" hinzugesetzt. Aber auch das hatte nichts genützt. Schnurstracks war Großmutter in die Viehküche verschwunden. Sie hatte zu laufen und zu hasten, als wenn alles nach ihr schrie. Ursel postierte sich auf der Schwelle der Küche, woraus es immer so gräßlich roch, daß sich Ursel fest die Nase zudrücken mußte, wenn sie mal reinging. Aber heute wollte sie nicht hinein, sondern hier warten, bis Großmutter heraustrat und sich dann an ihre große, grobe Schürze hängen und sie heftig daran zupfen, bis sie merkte, daß Ursel noch da war. Ja, zu Besuch da war! Aus Berlin war sie gekommen. Mutti hatte sie zur Bahn gebracht und Onkel Karl hatte sie mit den beiden Braunen abgeholt. Und alle hatten sich so mächtig gefreut, daß sie da war — besonders die Großmutter. Und nun kümmerte sich kein Mensch um sie!

„Großmutter!" wisperte sie vorsichtig und ganz leise in den Dampf hinein, der aus riesigen Trögen, Baljen, Töpfen und Eimern aufstieg. Großmutter hatte es wohl nicht vernommen, denn sie stampfte eben die dampfenden Viehkartoffeln, überschüttete sie mit Molke und rührte und stampfte wieder alles durcheinander. Nein, Großmutter konnte es nicht hören. Die Arbeit ließ ihr auch keinen Augenblick Zeit, um aufzuschauen nach dem kleinen Ding im Türrahmen. Es ging wohl viel Wichtiges vor.

Ursel blickte verlassen über den Hof, auf dem sich schon die Hühner sammelten. Die Sonne war schon tief hinter dem Walde. Gleich würde es dunkel sein. Und wie müde fühlte sich Ursel und wie hungrig. Ja, mächtig hungrig. Es war schon nicht mehr zu ertragen, und sie mußte es der Großmutter mitteilen.

„Großmutter, ich habe Hunger . . .", zwitscherte sie von neuem zur Tür herein. Gerade pruschten wieder dichte Dampfwolken über Großmutters Kopf, und so vernahm sie nicht das piepsende Stimmchen.

„Großmutter!" zischte das Mädchen nun heftiger, „ich habe Hunger!" Das mußte Großmutter doch hören, aber sie schöpfte eben wieder aus dem mächtigen Kessel dampfende Kartoffelhaufen in die Baljen und Tröge und hub wieder zu stampfen an. Das verursachte so viel Lärm, das darüber das dünne Stimmchen des Kindes verlorenging.

Dem wurde es nun zu dumm. Seine kleine Persönlichkeit fühlte sich grenzenlos gekränkt, zutiefst mißachtet und übersehen. Es stampfte mit den Füßen auf, daß es rebellisch aufklang, und spitzte die Lippen zu einem unfreundlichen Schrei. „Großmutter, ich habe Hunger! Ich will essen!" brauste es zur Küche herein. Da hob Großmutter ihren Kopf auf und vernahm es. „Wart nur!" brummte sie unwillig und fuhr in ihrer Arbeit fort.

Ursel war empört. Sie kämpfte ein paar Tränen hinunter und fühlte, daß sie ein paar Fäustchen besaß, und daß ihre Stimme noch lauter kreischen konnte, wenn sie wollte. Ja, das wußte sie. Auch mit ihren Füßen konnte sie noch viel kräftiger aufstampfen. Zu Hause spritzte man dann um sie. Ja, zu Hause. Zu Hause war es überhaupt viel anders und besser als hier bei der Großmutter. Den lieben langen Tag war Mutter um sie herum, und am Abend kam auch der Vater heim, lehnte sich in den großen Sessel, las die Zeitung und man konnte mit ihm reden. Und hier gab es nicht mal das Abendessen pünktlich, obgleich sie schon soooo einen Riesenhunger hatte. Wenn es jetzt nicht gleich etwas gäbe, würde sie umfallen. Sterben würde sie vor Hunger. Aber dann würde die Mutti alle hier heftig ausschimpfen — die Großmutter und die Tante und den Onkel — alle.

Das dachte sich Ursel alles, während die Großmutter zwei mächtige Eimer füllte und nun damit zur Viehküche herauskam. Da vertrat ihr das Kind den Weg. „Großmutter, ich hab' einen Riesenhunger. Ich will essen!" forderte sie.

„Ja, ja", meinte die Großmutter und schob sie beiseite, „erst muß das Vieh bekommen, Ursel. Hörst, wie sie brüllen?" Sie schwankte mit den beiden schweren Eimern, die Großmutters Schultern tief herabzogen, über den Hof und zum Schweinestall hin, aus dem die Ferkel quiekten. Sonst hatte Ursel die kleinen, rosigen Dingerchen allzu gern, aber heute haßte sie die Ferkel und das ganze dumme Viehzeug, das den Vorzug hatte, vor ihr zu Abend zu speisen. Da heulte sie zornig hinter der Großmutter her und stampfte mit seinen Füßchen auf, daß der Sand stob. Und sie beschloß in diesem Augenblick, zum Bahnhof zurückzuwandern und nach Hause zurückzukehren, wo es pünktlich zu essen gab und kein dummes Vieh ihr vorgezogen wurde.

Eben erschien Tante Frieda auf dem Hof mit einem Rechen über der Schulter. Knarrend und knirschend schwankte ein hochbeladener Heuwagen hinter ihr durchs Tor. „Tante Frieda!" rief Ursel befreit auf und stürzte sich mit neuer Hoffnung der Tante in die Arme. „Ich habe solchen Hunger!" Wie eine Klette hängte sie sich an die Tante.

„Gleich, gleich!" brummte Tante und schob sie unsanft davon. „Erst muß das Heu rein. Es wird gleich regnen." Damit erkletterte sie eilig die wacklige Stiege zum Heuboden und nahm die mächtigen Bündel in Empfang, die ihr Onkel vom Wagen aus in die Bodenluke stopfte.

Einsam verblieb Ursel auf dem Hof, über den dunkle Wolken eine plötzliche Nachtmütze zogen. Und Ursels ganze Enttäuschung, ihr tiefer, heftiger Kinderzorn ergoß sich in eine heiße Flut wohltätig hervorbrechender Tränen, die ihr über Backen und Kinn liefen, und die sie sich über Nase und Stirn wischte, bis ihr ganzes Gesicht in den Tränen ertrank.

Daraufhin wurde das Vieh gefüttert, und das letzte Krümchen Heu zur schmalen Luke hereingequetscht. Tante und Onkel, Knechte und Mägde, alle versammelten sich wieder im Hofe, wuschen sich über den Trögen und Zinkeimern die verschwitzten Gesichter und lachten und kicherten dazu. Da fiel der erste Tropfen vom Himmel herab aus einer dicken Wolke, die über dem Hofe stand. „Hahaha!" lachten sie alle.

Auch in den Ställen war alles in bester Ordnung. Das hatte Großmutter gut besorgt. Schmatzend und grunzend wälzten sich die Schweine in ihren Koben, die Kühe mahlten geruhsam und dösten vor sich und die Braunen stampften zufrieden mit ihren Hufen. Langsam verschwand auch das Federvieh im kleinen Loch in der Stallwand.

„Nun komm' essen!" rief die Großmutter und berührte leicht Ursels Arm. Auf einmal brach der Tränenstrom in dem Kinde ab. Es rannte hinter der Großmutter her ins Haus. Wie gut das schon vom Herde her roch. Bald klapperten die Teller. Die feine, süße Suppe dampfte in der Schüssel, und die großen Brotscheiben dufteten, daß Ursel am liebsten so in sie hineingebissen hätte. Endlich nahmen alle an dem großen, langen Tisch Platz — Großmutter, Onkel und Tante, die Knechte und Mägde, Ursel und der Viehjunge. Alle beisammen. Ursel tat ihren ersten Happen in das weiße Brot und schob sich den mächtigen Löffel in den Mund. Nein, wie das schmeckte. Sie war auf einmal versöhnt mit allem.

Da hielt der Onkel im Löffeln ein und lauschte hinaus. Und alle anderen ließen ebenfalls ihre Löffel ruhen und spitzten die Ohren. Das klirrte und klang gegen ihre Scheiben, sprang wütend dagegen und rieselte langsam auf das Brett herab.

„Hahaha! Nun gießt es!" lachte der Onkel und löffelte glücklich weiter. Und alle anderen lachten ebenfalls und tauschten ihre glänzenden Gesichter wieder tief über die Teller. Das war ein Lachen, nein. Wie hübsch das durch die Stube scholl, so wunderlich hübsch und eigenartig. Ursel verstand es nicht, aber sie wußte wohl, daß alles gut war um sie her und jeder mit sich und den anderen zufrieden. Das merkte sie wohl.

Und sie spitzte ihre Lippen, flüsterte voller Heimlichkeit „Großmutti!" und schob ihre Patschen glücklich und ausgesöhnt in die runzlige Hand.



Im Hofe eines Lubminer Fischerhauses treffen sich Nachbarskinder und begutachten mit wachem Interesse und „Fachkenntnis" die neuesten Arbeiten. Dabei helfen sie selbstverständlich auch beim Wollewickeln

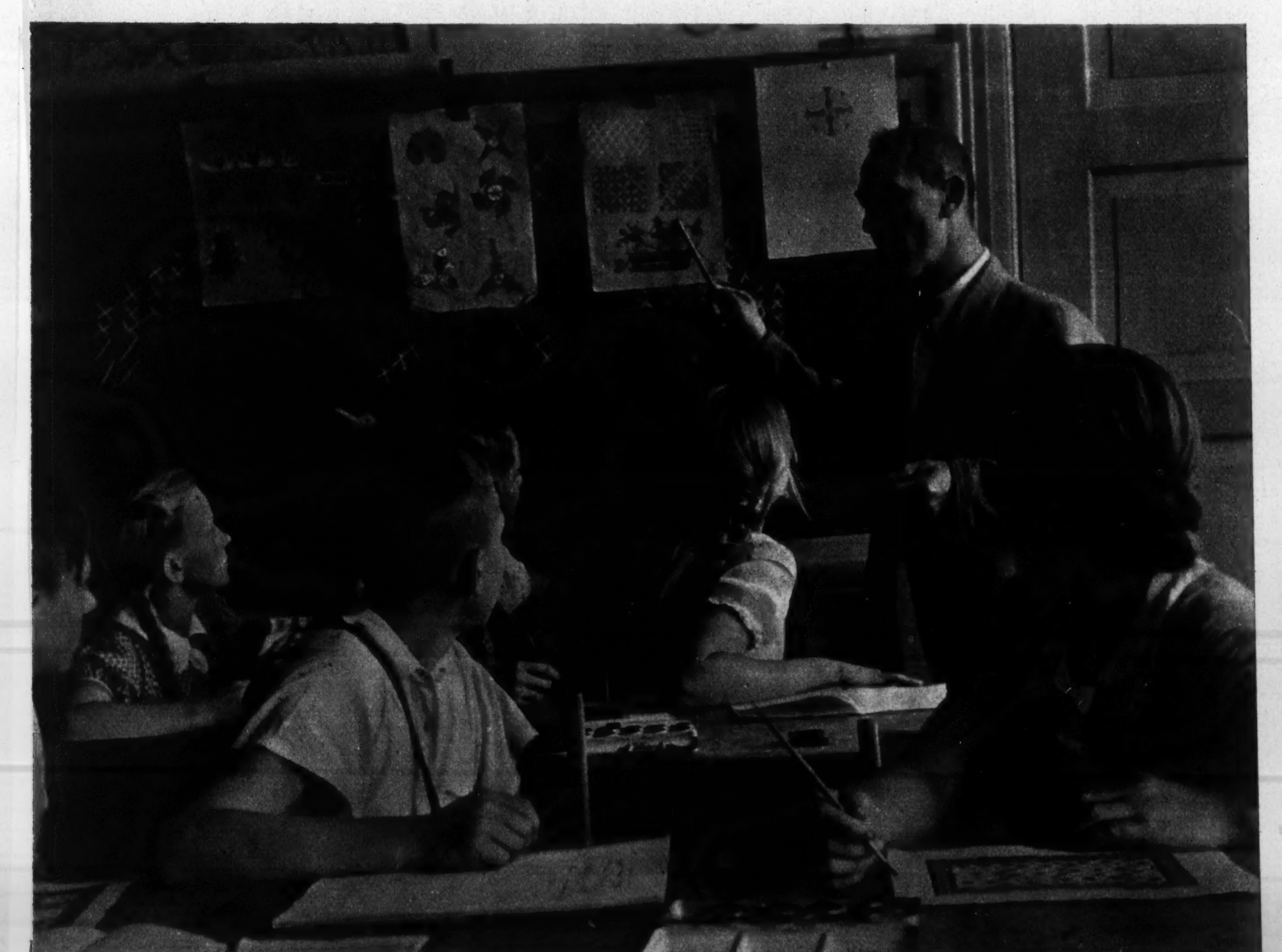


Schule und



Aufnahme

Da, wo ein bodenst
der Heimat ein beso
wohnern seit alters h
weit über die Grenz
kann die Schule als N
heimatverbundenen M
Erscheinung treten. I
diesem Können schon
— wie es oft der Fa
handene Fertigkeiten
Unsere Bilder zeiger
am Ostseestrand steht
Die Kunst des Teppich
oder — richtiger gesa
Jahrzehnten der Verg
erstanden als Nebener
tum, dessen Anfänge ü
Künstlerischer, dab
schmack, der sich in
wiederkehrenden Syn
Fischer ausprägt, und
den in gleicher Weise
dem Erfolg, daß eine
Hochzeitsteppich für
zu entwerfen und
Ornamente und Farbe



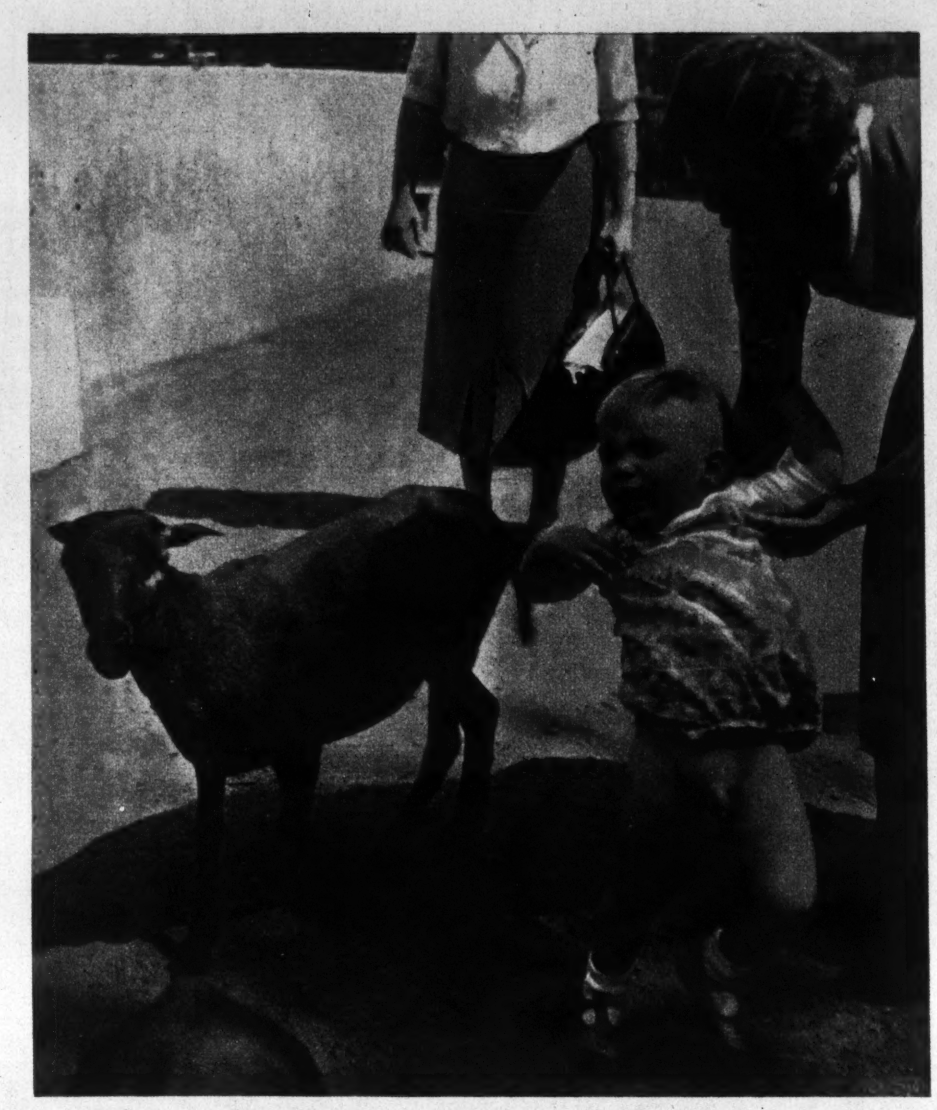
„Schwarzbunten" Heu vorwerfen hilft, so kommt es nicht im entferntesten auf den Gedanken, daß die Kuh Hörner hat und stoßen könnte. Wo wäre denn so etwas unter guten Bekannten mode?

Ohne innere Erregung und ohne seelisch aus dem Gleichgewicht zu kommen, schaut das Landkind aber auch zu, wie das Schwein geschlachtet oder dem zum Sonntagsbraten bestimmten Huhn der Kopf abgehackt wird. Der Verbundenheit mit allen nützlichen Kreaturen auf dem Hofe tut das keinen Abbruch; um so zärtlicher werden nachher die rosigen Ferkelchen betrachtet und betreut und die kleinen Kücken gehätschelt. Den nichtsnutzigen Spatzen jedoch, die die Kirschen holen, dem Iltis, der die Hühner würgt und den wilden Kaninchen, die den Kohl und die Radieschen fressen, wird aus vernunftmäßigem Zweckgefühl erbitterter Kampf angesagt. Desgleichen allem lästigen Ungeziefer in Stall, Küche und Keller, mag es in noch so schimmernden und schillernden Kleidchen daherkommen. Nie jedoch kommt es hierbei — abgesehen natürlich von gewollten Ungezogenheiten, denn auch das Landkind ist kein Ausbund von Tugenden — zu Tierquälereien.

Die leistet sich das Großstadtkind viel eher — unbewußt! Es sieht ja in dem Tier etwas Fremdes, ihm in keiner Weise Aehnliches, von dem es in den meisten Fällen nicht einmal den Namen weiß. Und so denkt es sich nichts dabei, dem geschenkten Maikäfer sämtliche Beine einzeln auszureißen oder den kleinen ermatteten Vogel, der vor einer wildernden Katze in die Hecke flüchtete und leicht zu fangen war, in eine Zigarrenkiste oder ein enges Bauer zu stecken und darin sterben zu sehen.

In einer Zeitung war jüngst zu lesen, daß sich in einem Autoomnibus ein in einem Korbe transportierter Hahn selbständig gemacht hatte. Dem Berichterstatter dieses harmlosen, aber um so bezeichnenderen Abenteuers war es aufgefallen, wie ungeschickt — wie „der Praxis entwöhnt" — sich die Insassen des Großstadtgefährtes angestellt hätten, den Ausreißer wieder einzufangen und wie weh man dem Tiere wohl getan hat, ehe und als man es endlich wieder eingefangen hatte.

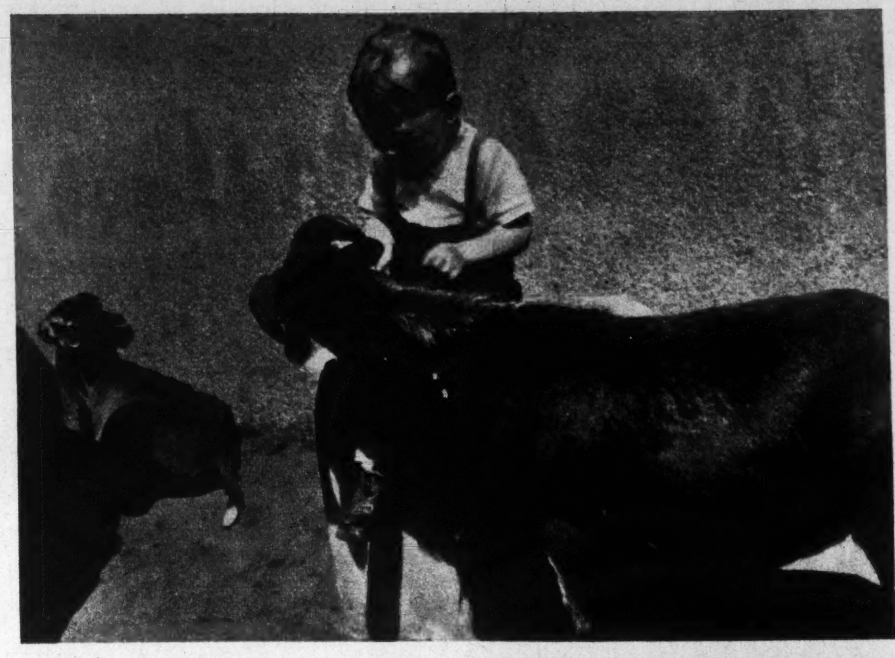
Arme Großstadtmenschen und armes Großstadtkind! möchte man ausrufen. Woher sollen sie aber auch eine Beziehung zum Tier gewinnen? Einstmals war es das gute alte Droschkenpferd, das ihnen als lebensnaher Vertreter des Tierreichs eine Brücke zu diesem schuf. Heute gehört es der Sage an; in gleichem Maße wie der Kuhstall, der da und dort früher wenigstens einigen Großstadtkindern ein Kennen, wenn auch keine Kenntnis des Nutzviehes, vermittelte.



Bleibt nur der Zoologische Garten. Und in diesem sehen die Kinder zumeist nur das exotische Tier und das heimische auch nur in der Perspektive der „Schau", nicht aber als lebendigen Bestandteil der Natur und nicht als besten Freund und Diener des Menschen.

Darum wollen wir über den „unfreiwilligen Humor", den das Stadtkind bei einem gelegentlichen Besuche auf dem Lande in bezug auf das Tier liefert — die Kuh mit dem „Pompadur", an dem vier „Troddeln" hängen, muß ja am meisten herhalten — nicht schallend lachen, sondern viel eher daraus die Erkenntnis ziehen, daß es geradezu eine Aufgabe ist, das Stadtkind wieder mit dem Tier bekannt zu machen. Die Möglichkeiten hierfür sind in reichem Maße durch die soziale Einrichtung „Kinder auf das Land" gegeben. Sorgen wir aber dafür, daß das Bekanntwerden auch richtig geschieht und sich nicht in romantischer Bewunderung all dessen, was da draußen kreucht und fleucht, erschöpft. Damit, daß der kleine Feriengast des Bauern einmal auf dem Rücken eines braven alten Ackerpferdes gesessen hat, ist noch nichts gewonnen, wohl aber dadurch, daß ihm deutlich wird, welche Arbeit dieser seinem Herren abnimmt, und — verstehe man es recht — daß auch der übelriechende Düngerhaufen ein wirtschaftliches Wertobjekt darstellt.

Das heißt nicht einem öden Zweckunterricht das Wort reden; die wahrhafte Bewunderung der Tiere in ihren tausendfachen Gestalten und Lebensgewohnheiten, die Andacht vor dem Schöpfungswunder, das sich auch im Tier offenbart, braucht dadurch nicht verloren zu gehen.



allen Bildern, oder doch wenigstens auf der Mehrzahl von ihnen, sprechen die verkrampften Gesichtszüge der Kinder eine beredte Sprache. Angst steht auf den Gesichtern, da und dort zwar ein wenig durch „Haltung" verdeckt; aber nirgends entdecken wir eine Spur von einem wirklichen Vertrauen. Wo eine kleine Hand schüchtern ein Tier streichelt, da tut sie es offenbar nur, um dieses mild und gut zu stimmen: „Tu mir bitte nichts!" . . . . .

Ganz anders das Landkind. Wenn der sechsjährige Hoferbe der großen dunkelbraunen „Lotte", dem Pferd, einen Klaps gibt, dann ist das die übliche Begrüßung unter Freunden; und wenn das Bärbele der



perament oder Stimmung entweder ganz unsentimental totgequetscht oder behutsam auf die Tischplatte gesetzt und sich an seinen kühnen Sprüngen erfreut. Gebrüllt hätte Bärbele nicht, und nach der Mutti geschrien auch nicht. Denn, was ist das schon Großes — so ein Grashupfer! Den sieht sie alle Tage auf der Wiese, den kennt sie mit Namen, der ist fast so etwas wie ein Spielkamerad. Wer sollte sich vor so einem kleinen Tier fürchten?! Wer kann überhaupt vor Tieren Angst haben?!

Aber wir sehen es ja, wer schon vor dem kleinsten harmlosesten Tier Angst hatte. Solcher Liesas gibt es in der Großstadt unzählige, und sehr oft tragen diese Liesas auch Höschen und hören auf den Namen Klaus oder Karlheinz oder Günter . . .

Kein Wunder, daß es so ist, aber töricht wäre es, nun gleich von feigen Stadtkindern zu sprechen! Wer weiß, wo Bärbeles Herzchen sitzen würde, sollte sie inmitten im Gewühle der Großstadt den Fahrdamm überschreiten! „Ist gar nichts!" lächeln hier Liesa und Klaus.

Es ist eben nichts weiter als die Scheu vor dem Unbekannten, die den kleinen Großstädter in einer Begegnung mit einem Vier- oder Sechsfüßler ein gefährliches Abenteuer erblicken läßt.

Schauen wir uns doch daraufhin einmal unsere Bilder an. Sie sind zum größten Teil im Zoo zu Berlin aufgenommen worden und der Photograph hat mit sicherem Blick den rechten Moment abgepaßt. Auf



Großstadt-Kinder und Tiere

Von Albrecht Schäfer

mit 6 Aufnahmen aus dem Berliner Kinderzoo von Dr. Weskamp

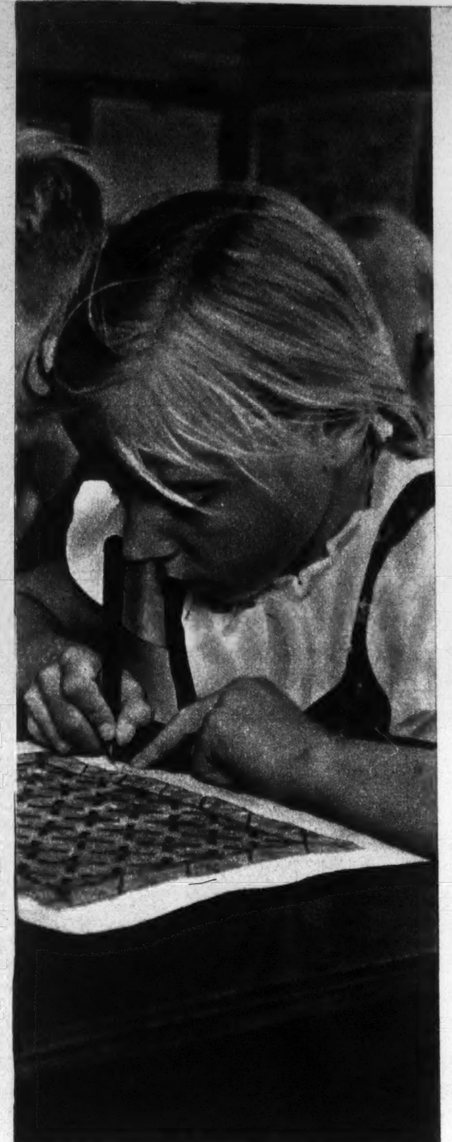
„Huuu — Mutti!" „Huuu — ein Tier! Ein Tier ist in meine Milch gefallen — — —" kommt mit allen Zeichen der Angst und des Entsetzens das sechsjährige Liesel zur Mutter gelaufen.

„Ein Tier!" Nach dem Geschrei und der zur Schau getragenen Angst Liesels zu urteilen, scheint es ein schreckliches Ungeheuer zu sein, das sich Liesas Milchtopf als Schwimmbad aussuchte. In Wirklichkeit jedoch war es nur ein harmloser Grashupfer, dessen Irrfahrt aus dem nahen Park in der zu ebener Erde liegenden Wohnung von Liesels Eltern und dort wieder in Liesels Milchtopf endete.

„Ein Tier!" Das ganze Entsetzen vor dem Unbekannten und Unheimlichen liegt in dem Angstschrei des Kindes; die ganze Angst des Großstadtkindes vor allem, was da lebt, aber sich nicht wie seine menschliche Umgebung auf zwei Beinen fortbewegt.

Auf dem Bauerndorfe hätte sich die Szene von dem Augenblick an, da der Grashupfer oder Heuspringer im Milchtopf landete, ganz anders abgespielt. Das dralle Bärbele hätte mit seinen mehr oder weniger sauberen Fingerchen den kleinen grünen Burschen zu erwischen versucht und ihn dann je nach Tem-







Brauchtum

Nach Schulschluß finden wir Bruder und Schwester bei der Teppichknüpfarbeit. Das Muster ist ihnen so geläufig, daß sie auf die Vorlage verzichten können. Ohne aufzusehen, fügen ihre kleinen Hände Faden an Faden

ntic-Photo

handwerkliches Können
präge und seinen Be-
Ruf verschaffte, der oft
aterlandes hinausgeht,
r und Mitgestalter des
sonders deutlich in die
nämlich Grundlagen zu
Schulkindern legt oder
rd — als Erbgut vor-
wickelt.
ine Schule. In Lubmin
scherkinder besuchen sie.
ist in Lubmin zu Hause
in Lubmin nach vielen
wieder zu neuer Blüte
Fischer und als Brauch-
Jahre zurückreichen.
heimatgebundener Ge-
r Ornamentik mit stets
s der Berufswelt der
kliche Fertigkeiten wer-
Schule gefördert. Mit
rige imstande war, den
isterpräsidenten Göring
her Großteppich seine
Schulkind verdankt.



Die goldene Hochzeit

Erzählung von Meta Brix

Bertha Marein lag schon eine lange Zeit wach. Neben ihr waren die ruhigen Atemzüge ihres Mannes, und die alte Frau dachte, daß nun wohl der Morgen nicht mehr sehr ferne wäre, an dem sie dieses Atmen einmal nicht mehr hören würde, das zu ihrem Leben gehörte wie der Hauch des eigenen Mundes. Sie würde diesen Atem nicht mehr hören, weil er still geworden war oder weil vielleicht auch sie, die Frau, sich zuerst davongemacht haben würde. — Ein paarmal schon wollte sich ihre Hand über die ihres Mannes legen, die breit und braun auf dem weißen Linnen des Bettbezuges lag, dann aber gab sie der liebevollen Regung doch nicht nach; der Mann sollte ruhig noch schlafen, der Tag würde heute noch anstrengend genug werden.

Die Fenster der Schlafstube waren geöffnet und ließen die würzig-reife Luft des frühen Sommermorgens in das Zimmer. Die Linde vor dem Fenster bekam auch schon ganz gelbe Blätter, dachte die Frau; das kam von dem heißen Sommer heuer. Wie breit ausladend die Krone des Baumes vor den Fenstern schattete. Die Frau besann sich noch genau, wie sie mit ihrem Mann diesen Baum gepflanzt hatte. Zwei Jahre waren sie wohl verheiratet, als eines Tages ein Gewitter den alten Baum umlegte, der noch von der Voreltern Zeiten stand. Damals hatten sie dann eine junge, schlanke Linde dafür hingesetzt; mit einem guten Spruch hatte der Mann die Pflanzung begonnen, und ihr erster Sohn Wilhelm mußte auch einen kleinen ungeschickten Spatenstich dazu tun.

Der Baum wuchs und reckte sich auf, und seine Zweige sahen unten in die Stube hinein. Aber dann ging die Zeit hin, Jahr um Jahr. Wie der Baum sich aufreckte, so wuchsen die Kinder. Der Aelteste blieb nicht allein; sechs Brüder kamen ihm nach.

Heute, nach manchem Jahrzehnt, saß der Aelteste als Herr auf dem Hof. Zwei Brüder waren mit vielen anderen Helden als Opfer des Weltkrieges gefallen. Die anderen vier, waren von Hause fort. Sie waren alle Bauern geworden. Der eine war im Heimatdorf verheiratet und ansäßig, ein anderer hatte auf der Wanderschaft sein Herz im Schlesischen verloren und saß nun schon lange dort auf einem guten Hof. Carsten und Peter aber, die schon von Jugend auf Unzertrennlichen, waren über das Meer gezogen und hatten in Südamerika Landbesitz erworben. Da hatten sie Urwald gerodet, mit deutschem Fleiß geschafft, und besaßen heute in einer großen deutschen Kolonie ertragreiche Farmen. Es war nicht ganz im Sinne der Eltern gewesen, daß die Buben aus der Heimat gingen; nun aber wußten die Alten, daß ihre Söhne auch drüben der Heimat dienten und daß in der Ferne Enkelkinder nach deutscher Bauernart aufwuchsen.

Bertha Marein wischte sich mit der Hand über das Gesicht; da war ihr doch wahrhaftig das Wasser in die Augen gekommen. Aber die große Sehnsucht nach den fernen Söhnen läßt sich nicht bezwingen; und daß diese Sehnsucht an diesem Morgen schier übergroß ist, kann einem Mutterherzen wohl geglaubt werden.

Wie der Baum da draußen rauschte . . . ja, damals sahen seine Zweige unten in die Stube hinein, nun aber, da jene, die den Baum einmal pflanzten, oben im Altenteil wohnten, ragte der Baum so hoch, daß er den beiden alten Leuten nach wie vor mit der gewohnten Melodie seine Grüße in die Stube rauschte.

Bertha Marein verschränkte beide Arme unter dem Kopf, um den sich das Haar noch ebenso kraus ringelte wie je, nur waren diese Locken heute nicht mehr dunkel, sondern so schneeweiß, daß sie sich nur wenig vom Bettzeug abhoben.

Die alte Frau lächelte vor sich hin . . .

Was die Schwiegertochter nur für Umstände machte um den heutigen Tag!

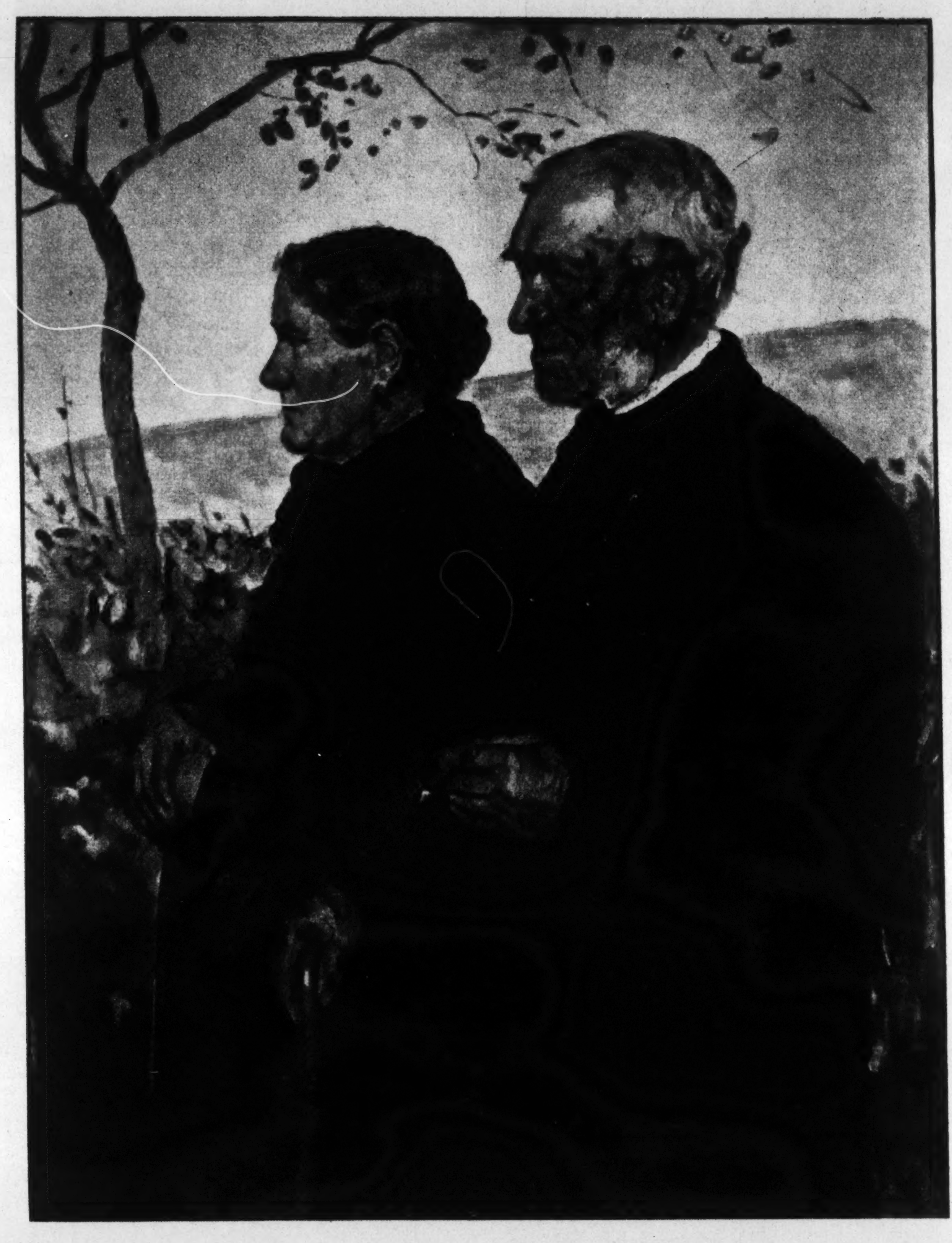
Einen solchen Tag zu erleben, war freilich eine hohe Gunst des Himmels; nicht viele Eheleute erleben miteinander den fünfzigsten Hochzeitstag. Fünfzig Jahre . . . viel Arbeit, manche Sorge, manches Herzeleid dabei. Ueber allem aber stand immer das Glück einer innigen Liebe und eine unverbrüchliche Gemeinsamkeit.

Die Gedanken der alten Frau gingen durch Vergangenheit und Gegenwart.

Die junge Frau, die nun schon seit ein paar Jahren auf dem Hofe lebte, war eine gute Schwiegertochter; wenn man zuschaute, wie sie mit dem Bauern gemeinsam schaffte und gute Ordnung hielt in allen Dingen, konnte man schon auf seine alten Tage die Hände geruhsam in den Schoß legen. Und die Enkelkinder, die aufwuchsen — eines nach dem anderen, wie die Orgelpfeifen — gaben auch Glücks genug.

Aber soviel Umstände um die goldene Hochzeit brauchten der Sohn und die Schwiegertochter wirklich nicht zu machen.

Sie ließen sich ja nichts sagen; und so würde der Tag wohl beinahe zu einer Feier werden wie damals vor fünfzig Jahren die grüne Hochzeit. Die Alten sollten nur nicht so früh aufstehen, hatte der Sohn noch gestern Abend gesagt, und sie sollten sich dann gleich schmuck machen zu ihrem Ehrentage.



Meine Eltern

Gemälde von H. Pforr

Ob vielleicht die Schlesier doch kommen würden . . .? Wilhelm hatte zwar gemeint, das wäre sehr ungewiß. Aber er war immer ein Schelm, der Wilhelm . . . Man war zwar in der Ernte, und versäumen sollten die Kinder gewiß nichts. Freilich, schön wäre es doch, wenn sie kämen . . .

Vor ein paar Monaten hatte die alte Frau eines Nachts einen wunderschönen Traum gehabt; alle Söhne waren um sie, auch die Farmer waren aus Amerika gekommen.

Ja, ja, wenn man alt wird, so wird man auch ein bißchen närrisch. Träume sind Schäume . . .

Die alte Bäuerin richtete sich ein wenig hoch. Sie stützte den Arm auf und legte den Kopf in die Hand; so war ihr Gesicht ihrem Manne zugewandt.

Ein Weilchen sah sie ihn still an, dann schüttelte sie den weißen Kopf. So etwas! Daß der Mann heute so ruhig schlafen konnte! Aber er ist in den ganzen Jahren immer der Bedächtige gewesen; das war gut so und ein Halt und wahrer Segen für die eigene unruhige und flinke Art.

Bim—bam schlug die Wanduhr.

Sechsmal.

Wilhelm Marein reckte sich ein wenig zurecht; aus dem ruhigen Atmen wurde ein wohliges Stöhnen. Dann öffnete er die Augen; blanke, gesunde Augen, und sah gerade hinein in die nicht minder blanken seiner Frau. Er fühlte ihre Hand auf der seinen, und noch ein wenig schlaftrunken fragte er:

„Was ist, Frau?" Und besann sich doch gleich auf die Bedeutung dieses Tages. „Ja, richtig — wir zwei haben heute die goldene Hochzeit, Frau!"

Und dann lag wie vor vielen Jahren und wie so oft in den vergangenen Jahrzehnten der Kopf der

Frau still in dem Arm des Mannes; und wie sie in der vergangenen Zeit an den Abenden vor dem Einschlafen miteinander oft über alles gesprochen haben, was es in der Ehe und in der Wirtschaft zu besprechen und zu bedenken gab, so hielten sie auch an diesem Morgen noch ein Stündchen Rückblick über das verflossene Leben, ehe sie sich erhoben und bereit machten zu dem Fest ihres Ehrentages.

Es war eine schöne und würdige Geruhsamkeit in der Art, mit der sie sich sorgfältig wuschen und ankleideten, einer dem anderen helfend, denn sie haben gestern Abend noch freundlich dankend den Beistand der Schwiegertochter abgelehnt, weil sie in diesen Morgenstunden ganz für sich allein sein wollten.

Wilhelm Marein sah im schwarzen Gehrock noch sehr stattlich und aufrecht aus. Die Frau aber freute sich nun doch der Beharrlichkeit, mit der die Schwiegertochter darauf bestanden hatte, daß sich die Mutter ein neues schwarzseidenes Kleid machen lassen mußte.

„Wir können uns wohl sehen lassen, Berthachen", lobte der Alte schmunzelnd und zog die Gefährtin langer Jahre liebevoll an sich. Die Frau nahm das liebe alte Gesicht ihres Mannes in ihre Hände; sie küßte ihn auf den Mund. Dann nahm sie die Gesangbücher aus der Lade, und darauf gingen sie die Treppe hinunter, die mit schönem geschnitzten und altersbraunem Geländer sich rundend in die Diele hinunterführte.

Aber noch ehe das alte Paar diese Treppe vollends hinuntergestiegen war, mußte ihre schöne, würdevolle Gelassenheit einer zitternden und beinahe umwerfenden Freude weichen, so daß der älteste Sohn und seine Frau den Eltern ein paar schnelle Schritte entgegengehen und die Ueberraschten sanft in die Diele geleiten mußten, in der, nun auch von einer tiefen männlichen Erschütterung befallen, die fünf Söhne die alten Eltern an ihrem Ehrentage empfingen.

Neben dem Aeltesten, dem Herrn des Hofes, stand der Bruder aus dem gleichen Dorf und der andere aus dem Schlesierland. Zu ihnen traten, groß und breitschultrig, die beiden Farmer, die eigens zu diesem Tage über das Meer gekommen waren.

Da sind die beiden alten Leute zuerst ganz stillgeblieben und haben kein Wort zu sagen gewußt.

Die Schwiegertöchter standen neben ihren Männern und hielten die Enkelkinder der alten Leute um sich. Den Frauen stieg es feucht in die Augen, als sie die fünf stattlichen Männer ansahen und die kleine alte Frau, die diesen Männern einmal das Leben gegeben hatte. Auch wir werden vielleicht einmal so alt sein, dachten sie; gebe die Vorsehung, daß auch wir so glücklich sein dürfen wie diese Eltern.



Die Enkelkinder Aufnahme: Atlantic-Photo

Der Sohn der Furcht

Roman von Möller-Crivitz

Inhaltsangabe des bisher erschienenen Teiles:

Edith Volkhagen, die Frau des Tierarztes in Kalwitz, erfährt von dem Befund der Aerzte, daß sie keine eigenen Kinder haben kann. Mit diesem Urteil kann sie sich nicht abfinden, darum bestürmt sie ihren Mann, ein elternloses Kind als eigenes anzunehmen. Diesem Wunsche kommt ihr Mann auch nach. Er fährt bereits am nächsten Morgen mit ihr in ein Waisenhaus, wo Edith Volkhagen ihr Herz sogleich an einen kleinen Jungen verliert. Der Tierarzt stimmt der Wahl seiner Frau zu, muß dann aber nachträglich von dem Anstaltsleiter erfahren, daß man über die Herkunft dieses Jungen nichts genaues weiß. Es kann sein, daß der uneheliche Vater des Kindes ein Mordbrenner war, es kann aber auch sein, daß es eines Bauern Kind ist. So kommt der kleine Gerd ins Haus des Tierarztes. Die Stiefmutter weiß nichts von dem Verdacht; wegen ihres Herzleidens hält ihr Mann alles von ihr ab, was sie beunruhigen kann. Umso schärfer aber beobachtet er den heranwachsenden Jungen. Das richtet eine Kluft zwischen beiden auf, die ein Zueinanderkommen schier unmöglich macht. Zwar versuchen die Mutter, das alte Faktotum Daniel und eine kleine Freundin Ulrike manches auszugleichen. Sie vermögen aber nicht den Sinn des Vaters zu ändern. Mit zehn Jahren kommt Gerd auf die höhere Schule in Schwerin. Sein Vater hat den Lehrern aufgetragen, hart zuzufassen, wenn Gerd nicht parieren würde. Das verleidet dem Jungen die Schule. So kommt es denn, daß Gerd vor Abschluß die Schule verlassen will. Es kommt zu einer Aussprache mit seinem Vater. Und in dieser kommen sich beide endlich einmal menschlich näher. Das macht alle sehr froh, daß Gerd wieder Hoffnung faßt. Dies geschieht im Jahre 1918, dem Jahr des großen Elends unseres Vaterlandes. Auch die Klasse Gerds muß aufs Land, um die Ernte einzubringen. Ein dummer Zwischenfall will es, daß Gerd sich mit seinem Klassenlehrer überwirft. Die Folge davon ist, daß er von der Schule verwiesen wird. Nun wird er Banklehrling. Anfangs geht er ganz in seinem Beruf auf, aber schon nach einigen Monaten muß er feststellen, daß dieser Beruf ihn nie ganz ausfüllen wird. Zu dem aber will es der Zufall, daß er in Schwerin in die Hände eines etwas lockeren Mädchens gerät. Sein Freund Johannes Stahmer verliert den Einfluß auf ihn. Und so kommt es zur Katastrophe. Gerd hat einen Betrag unterschlagen, weswegen er fristlos entlassen wird. Infolge der Aufregungen stirbt die Mutter. Der alte Daniel folgt ihr nach wenigen Tagen. Da läßt Gerd es wieder zu, daß sein Vater die Berufswahl trifft. Er wird Schlosser.

(8. Fortsetzung.)

Das war Gerd eine ganz neue Welt. Für diesen einfachen Mann aus dem Volke gab es kein Schicksal und keine unentrinnbare Macht. Alles war Vorbestimmung, „Prädestination", wie Meister Nelsen sie stets nannte. Alles war Auswahl und Fügung des Allvaters, der Israel einst bestimmt hätte, dieser Welt die Wandlungen Gottes zu predigen und seinen Segen zu bringen. Dies Volk aber habe ihn nicht verstehen wollen und sich abgekehrt von der allerlösenden Idee, um sich zu sättigen am „Materiellen". Darum habe Gott dieses fleischliche Israel verstoßen und es zum Fluch für die „Nationen" gemacht. Aber einst würde er sie doch wieder annehmen, „zu seiner Zeit, wenn auch die ihn anbeten würden, die Christus zerstochen hätten!" Nun sei die Gnadenzeit für das „geistige Israel", für die „Nationen" gekommen, wie Meister Nelsen sagte, wenn er andere Völker als die Juden meinte. Und dann, wenn „die Vollzahl erreicht" sei, würde auch für die Juden die Stunde der großen Erlösung schlagen. Aber nicht für alle Juden „samt und sonders", sondern nur für die, „die sich nicht gebeugt hätten vor dem großen Tier".

Das verstand Gerd nicht. Er fragte, um welches „Tier" es sich denn handele. Aber der Meister gab ihm keine Antwort auf diese Frage, sondern sprach weiter von der Offenbarung des Johannes. Und hieran schloß er die vielen bilderreichen Bibelstellen aus Daniel und den vielen anderen Propheten an, um stets bei der „Apokalypse" zu enden, wie er die Offenbarung nannte.

Wenn die Tagesarbeit dann beendet war und sie beim Abendbrot saßen, spann der Meister seinen Faden weiter, endlos, ohne Unterbrechung.

Anfangs hörte Gerd mit hellen, wachen Ohren diesen eigenartigen Auslegungen des Christentums zu. Nach und nach aber wurde er unempfindlicher gegen die den Meister begeisternden Ideen, und schon nach einigen Wochen wurden ihm diese immer unklarer werdenden Bibelauslegungen zuwider.

Als eine kaum merkliche Abneigung aber erst wachgeworden, hatte Gerd Mühe, den Meister seinen Unwillen nicht merken zu lassen. Er fürchtete, daß sich die schwer erworbene Zuneigung seines Lehrherrn in das Gegenteil umkehren könne. Darum hörte er still zu.

Morgens um sechs Uhr begann die Arbeit. Pünktlich um acht rief der Meister Gerd ins Wohnzimmer, wo Anna, die achtzehnjährige Tochter, die den mutterlosen Haushalt versah, den Morgentisch gedeckt hatte. Bevor sie den Kaffee tranken, sprach der Meister ein langes Gebet. Das nahm oft so lange Zeit in Anspruch, daß der Kaffee kalt wurde. Dann wurde schnell gegessen.

Um zehn Uhr brachte Anna zwei belegte Butterbrote in die Werkstatt. Jetzt aß der Meister nichts. Um zwölf Uhr gab es dann zu Mittag. Auch jetzt oder gerade erst jetzt war es dem Meister ein Herzensbedürfnis, ein Tischgebet von großen Ausmaßen zu sprechen. Nach dem Essen holte Anna den Tageszettel des christlichen Abreißkalenders und die Bibel herbei, und dann verlas Meister Nelsen den beiden jungen Leuten erst die Lektion des Tages und hernach ein Kapitel aus der Schrift, mit denen er viele Auslegungen und Nutzanwendungen verflocht. Mit einer weitschweifigen „Apologie" seiner christlichen Gemeinschaftsauffassung gegenüber dem von ihm abgelehnten „Schein- und Namenchristentum" der Landeskirchen wurde die Mahlzeit beendet. Die Kaffeepause am Nachmittag um vier Uhr befreite sie beide von längerer Schriftauslegung, dagegen hörten sie abends nach dem Vesperbrot noch eine längere Betrachtung mit nützlichen Randbemerkungen.

Sonntagmorgens begleiteten Gerd und Anna den Meister in die kleine Kapelle, in der etwa 100 Mitglieder waren, um dem Gesange der Gemeinde und der Predigt des „Laienbruders", wie sie den Prediger nannten, zu lauschen. Vielfach nahmen sie auch am Nachmittagsgottesdienst teil.

Diese Ordnung durfte nicht geändert werden. Mehr als einmal hatte der Meister es Gerd unzweideutig zu verstehen gegeben, daß er und sein Haus, genau nach dem Bibelwort, „dem Herrn diene". Gerd fürchtete den Unwillen seines Vaters, wenn er dem Meister nicht in allem folgen würde. So schickte er sich wortlos, aber innerlich heftig widerstrebend, in diese Ordnung.

Er glaubte beobachtet zu werden, daß auch die Tochter seines Lehrherrn unter diesem Ueberfluß von christlicher Lehrauffassung ebenso litt, wie er. Das ließ ihn das junge Mädchen sorgsamer beobachten.

Anna Nelsen war kein interessantes Mädchen, wenngleich Figur und Gesicht nicht unschön zu nennen waren. Ihre Augen waren hellblau und von kaum wahrnehmbaren Brauen bedeckt. Nur der Mund war ein wenig zu voll. Wenn sie froh war, fiel das nicht auf, denn dann schimmerten zwei Reihen weißer Zähne hinter den roten Lippen, und die Augen bekamen einen hellen Glanz.

Und sie lachte gern.

Es schien, als hätte der schöne, kraftvolle junge Mann, der so ganz anders zu plaudern wußte als die jungen Leute aus der Gemeinschaft, einen starken Eindruck auf sie gemacht. Wenngleich sie sich auch sehr zurückhielt

und auf diese Zurückhaltung manchmal übertrieben großen Wert legte, war sie insgeheim doch froh, wenn Gerd mit ihr sprach und sich abends mit einem Buche oder einer Zeitschrift zu ihr setzte.

Mit anderen jungen Leuten kam sie auf ihres Vaters ausdrückliches Gebot wenig oder gar nicht zusammen. „Ziehet nicht am fremden Joch", erwiderte er ihr ernst, wenn sie einmal den Wunsch äußerte, mit den Töchtern der anderen Handwerker, die nicht zur Gemeinde gehörten, zusammenzukommen. Wohl hatte Gerd ihr begreiflich zu machen versucht, daß es Unsinn sei, diese weltfremden Anschauungen ihres Vaters so genau einzuhalten. Sie solle die Freundschaft der anderen doch nicht ganz ausschlagen, zuviel bedeute ihr diese fürs ganze Leben. Aber sie meinte dann, daß es für sie und das ganze Verhältnis zu Hause doch besser sei, wenn sie gehorche.

„Ich kann es Ihnen wohl anvertrauen, ohne meinen Vater bloßzustellen", sagte sie einmal zu Gerd, als sie abends in der Küche beieinandersaßen, während der Meister in einer Vorstandssitzung seiner Gemeinschaft war. „Mein Vater war nicht immer so. O nein, er war früher sehr lustig. Eigentlich zu lustig. Ich kann mich noch gut erinnern, so als kleines Kind. Da hat er manchmal gern einen über den Durst getrunken. Und dann lachte er und war so kreuzfidel, daß ich immer viel Spaß hatte. Aber meine verstorbene Mutter konnte sowas nicht vertragen. Und immer, wenn er etwas mehr getrunken hatte, machte sie ihm heftige Vorwürfe. Ja, dann passierte einmal etwas. Ich mag darüber nicht sprechen. Die Nachbarn wissen es ja alle noch, und die werden es Ihnen wohl schon erzählt haben. Es weiß ja die ganze Stadt."

Sie seufzte tief.

Gerd schüttelte den Kopf. Er wisse nichts. Mit den Nachbarn komme er ja fast nie zusammen.

„Nun gut", sagte Anna und holte noch einmal tief Atem, „dann werden Sie es sicher noch oft hören. Es sind ja genug da, die uns nicht mehr wohlwollen, seit wir der Gemeinde angehören. Na also, da hat er die Mutter nämlich einmal schrecklich geschlagen. Der Alkohol war schuld daran, und vielleicht hatte sie ihn auch zu sehr gereizt. — Vor fünf Jahren ist sie gestorben. Dem Vater war das aber so nahegegangen, daß er keine Ruhe mehr finden konnte. Und dann kam der Prediger der Gemeinde immer vorbei und besprach sich die halben Nächte lang mit ihm. Und eines Tages war mein Vater ganz fromm geworden."

Gerd nickte gedankenvoll.

Es wird immer schlimmer mit ihm. Ich habe ordentlich Angst seinetwegen. Anfangs war er nur fromm, aber jetzt wird er immer fanatischer. Die Leute haben mir schon oft gesagt, wenn er nicht ein so reeller Geschäftsmann wäre, würden sie ihm nichts mehr zu tun geben. Denn er spricht immer nur von seinem christlichen Standpunkt und läßt die Meinung der anderen gar nicht gelten."

Anna legte die Handarbeit beiseite. Ein bitterer Zug lag um ihren Mund.

„Und ich muß das alles schon seit Jahren mitmachen. Dabei würde ich auch gerne einmal mit den anderen jungen Leuten auf ein Fest gehen. Aber der Vater leidet es ja nicht."

„Warum denn nicht? Meine Mutter war doch auch eine christlich-fromme Frau. Und wie oft sind wir zusammen zu Feier und Tanz gegangen. Das verstehe ich nicht."

Das junge Mädchen sah Gerd mit großen Augen an.

„Wenn Sie das nicht verstehen, dann haben Sie vom ganzen Christentum meines Vaters überhaupt noch nichts begriffen! Haben Sie neulich bei Tisch nicht gehört, was er mir geantwortet hat, als ich ihn bat, er möge mir den hübschen Hut kaufen, der bei Zachow im Schaufenster steht? „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist. Ein züchtig Weib soll man loben. Putz und Tand sind die Güter dieser Welt. Rost und Motten werden sie fressen!" Die Antwort genügt mir."

Gerd lächelte.

„Nun, wenn auch. Man braucht sein Herz doch nicht an Putz und Tand verloren zu haben, wenn man ihn trägt."

„Wenn mein Vater irgend etwas mit Bibelversen ablehnt, dann ist es für alle Zeiten abgelehnt. Ich kenne ihn besser. — Was habe ich denn nun eigentlich von meiner Jugend? Arbeit? Die verrichte ich gern. Aber dann immer nur christliche Ermahnungen! Nie darf man einmal richtig froh und lustig sein. Ach, dabei soll einer nicht versauern!"

„Mit dem Versauern hat es wohl noch Zeit", lachte Gerd.

„Ich möchte zu gerne einmal zum Tanz", erwiderte das junge Mädchen leise, als fürchte sie sich vor sich, diesen „sündigen" Wunsch auszusprechen.

Gerd wehrte ab.

„Das wäre nicht das Schönste. Aber das Theater! O, das ist eine wunderbare Welt. Diese Dramen von Shakespeare und Kleist, diese Opern von Wagner und Mozart, das ist gewaltig!"

„Dahin möchte ich einmal, nur ein einziges Mal", flüsterte sie erregt.

„Warum fahren Sie denn nicht nach Schwerin oder nach Rostock? Das ist doch nicht so umständlich?" fragte Gerd verwundert.

Anna wehrte erschreckt ab.

„Um Gottes willen, schweigen Sie davon. Wenn mein Vater das hörte! Sie glauben ja nicht, welche Abneigung er gerade gegen das Theater hat. Schon das Lesen von „weltlichen" Büchern ist ihm ein Greuel. Ich werde ihn nie danach fragen."

„Auch das Theater und die Musik sind verfemt?"

„Mein Vater meint, es diene nicht der Wahrheit. Alles, was auf der Bühne vor sich gehe, sei Lüge."

Gerd schüttelte den Kopf. Er wollte ihr darauf eine Antwort geben, besann sich aber. Das junge Mädchen müßte noch mehr leiden, wenn er sie „aufsässig" machen würde, dachte er. Darum verabschiedete er sich mit flüchtigem Gruß und ging nachdenklich in seine kleine Kammer.

Anna riegelte noch die Hoftür ab. Dann stand sie eine Weile sinnend in der Küche und dachte mit bitteren Empfindungen darüber nach, wie schwer es ihr wurde, Mitglied dieser Gemeinschaft zu sein.

*

Am nächsten Morgen blieb der Meister wortkarg. Mehr noch, als es seine Art war, wenn er nicht gerade über eine Bibelstelle sprach. Auf seiner Stirn stand eine tiefe Falte, die anzeigte, daß etwas Besonderes vorgefallen sein mußte.

Die Hausandacht mittags verlief mehr als eintönig, und ganz gegen seine Gewohnheit versah Meister Nelsen das Kapitel aus dem Alten Testament heute nicht mit entsprechenden Bemerkungen.

Es war Sonnabend.

Wie immer, wurde auch heute eine Stunde früher Feierabend geboten. Obschon sonst stets um acht Uhr zur Vesper gegessen wurde, rief Anna heute schon kurz nach sieben zu Tisch. Der Meister müsse auch heute wieder zur Vorstandssitzung seiner Gemeinschaft.

Nachdem er schnell gegessen hatte, bedauerte der Meister, ihnen heute abend die Schrift nicht verlesen zu können. Sie möchten das ausnahmsweise einmal allein tun, meinte er entschuldigend und ging schnell fort.

Gerd sah Anna fragend an.

„Da ist gestern abend etwas vorgefallen, in der Gemeindestunde", erwiderte sie und sah unwirsch beiseite. „Man kommt ja nicht ganz dahinter, weil alles geheimgehalten wird. Aber soviel habe ich heute schon gehört, daß sie den Prediger ausschließen wollen."

„So? — Weshalb denn?"

Sie machte eine unwillige Kopfbewegung.

„Na, ich kann es Ihnen ja sagen. Es ist schließlich nichts Genierliches dabei. Er hat vor sieben Monaten geheiratet, und nun haben sie vor einigen Tagen schon ein Kind bekommen..."

„Ja, und weiter?" drängte Gerd.

„Deswegen will man ihn ausschließen", setzte Anna stirnrunzelnd hinzu.

Gerd lachte.

„Ausschließen? Deswegen? — Na, da hört aber alles auf!"

„Man könnte fast lachen darüber, wenn es nicht so ernst wäre", fuhr Anna fort. „Aber es soll noch ein kleiner Haken dabei sein. Die Aeltesten der Gemeinde haben ihn gefragt, ob das mit natürlichen Dingen zugehe. Da hat er nicht die volle Wahrheit gesagt. Von Frühgeburt oder so etwas soll er gesprochen haben. Nun aber hat die Gemeinde die vollgültigen Beweise, daß er sich damit nur herausreden wollte."

„Deswegen kann man den Mann doch nicht brotlos machen!"

„Ausschließen ist natürlich auch zu weit gegangen, das meine ich auch. Eine Verwarnung würde genügen. Meinetwegen sollen sie ihn auch versetzen", erwiderte sie ärgerlich.

Nach langem Besinnen fragte Gerd:

„Steht das Familienleben der einzelnen Mitglieder Ihrer Gemeinde denn unter Aufsicht?"

„Wenn man es streng nehmen will: ja. Sie müssen das richtig verstehen: Die Gemeinde soll eins sein. Natürlich wird nicht alles gleich vor den „hohen Rat" gebracht. Aber beim Prediger ist das doch eine andere Sache. Dessen Leben muß so sein, daß ein Tadel nicht aufkommen kann. Er soll vorbildlich leben. Darum war es nicht recht von ihm, daß er die Aeltesten täuschte. Er hätte die Wahrheit sagen sollen."

Gerd wurde böse.

„Wer gibt dem Vorstand Ihrer Gemeinde das Recht zum Ausschluß? Findet sich unter den Aeltesten denn wirklich einer, der den Mut hat, für dieses Urteil einzustehen?"

„Warum nicht?" erwiderte Anna vorschnell. „Sie fühlen sich persönlich für ihren Urteilsspruch nicht verantwortlich. Alles unterstellen sie der ‚Geistesleitung'." Entschuldigend setzte sie hinzu: „Freilich, sie wollen alle das Rechte, alle wollen sie das. Ich weiß es."

Gerd hatte den Kopf gestützt und sah sinnend vor sich hin. Nun erst begriff er, wie fremd diese weltentsagende Religion die Menschen untereinander machte. Er mußte an die Gottesdienste denken, die er so oft besucht hatte. Da hatte er eine Abneigung gegen etwas zu Frömmelndes nie unterdrücken können. Gewiß, er hatte den Willen erkannt, den diese Menschen hatten, wie sie sich ehrlich mühten, vom Alltäglichen loszukommen, um, abgekehrt von vielen Unfreiheiten, ein untadeliges Leben zu führen. Und doch, wie klein blieben sie in ihrer Gesetzmäßigkeit! Ueberhaupt blieb ihm so vieles unklar, was die Mitglieder wie selbstverständlich aussprachen. Aber er hatte den Eindruck, als sprächen sie alle die vielen Bibelworte nach, ohne den tieferen Sinn indessen voll zu verstehen.

„So urteilen sie dort also ohne Verantwortungsbewußtsein", sagte Gerd kopfschüttelnd. „Das kann nicht richtig sein."

„Wie wenig Sie doch die Gemeinde kennen. Sie würden diese Frage sonst nicht stellen", erwiderte das junge Mädchen.

„Sie mögen recht haben. Ich kenne die Einrichtungen und Gebräuche Ihrer Gemeinde zu wenig. Aber deswegen bin ich froh. Denn wenn das der Geist des Christentums sein soll, dann will ich ihn nicht. Das ist doch kein Leben, was da gepredigt wird. Das ist der Ausdruck größter Minderwertigkeit, das ist müdeste Verzweiflung. Dann ist es nicht wahr, daß das Christentum einen neuen Strom verjüngenden Lebens in die trüben Abwässer römischer Kultur und Sittenverfalls münden ließ. Nein, dann hat das Christentum den hohen Sinn vom Menschentum getötet und an seine Stelle die Feigheit und Unterwürfigkeit gesetzt. Wehren Sie nicht ab, Anna, mein Vater hat schon recht, wenn er die kirchliche Gesetzmäßigkeit nicht gelten läßt, wenn er nur das unbeugsame Schicksal anerkennt, gegen das wir kämpfen müssen, um leben zu können."



Birke im Wind — Aufnahme: G. Kirchheim

Anna sah ihn groß an.

„Glauben Sie denn nicht an das Evangelium? An die Sünde und den ewigen Tod?"

Gerd besann sich lange, dann sagte er bestimmt, ja, begeistert:

„Ich glaube an den deutschen Menschen, an seinen reinen, heldischen Sinn. Ich glaube, daß dieser Mensch in Wahrheit gut ist, denn er liebt den Kampf um die Ehre und Freiheit seines Gewissens. Er will die Verantwortung für seine Tat. An die Sünde des alten Testaments, die man durch Opfer und Kasteien unwirksam machen kann, an den ewigen Flammentod der Verdammnis und an die Seligkeit der Erlösung durch das Opfer eines anderen, nein, Anna, daran glaube ich nicht. Mein Gott verlangt alles von mir und läßt sich nicht täuschen. Ihr aber täuscht euren Gott fortgesetzt und müßt darum täglich seine Verzeihung erbitten."

„Ich glaube aber daran," sagte das Mädchen leise und unsicher.

„Nein, auch Sie glauben nicht an die Lehre Ihres Vaters. Was sagt der uns täglich? Daß wir ein Leben der Knechtung und Unterwürfigkeit wählen sollen Daß der stolze Aufstand des heldischen Kämpfers Ungehorsam gegen den Willen Gottes bedeutet. Das Paradies und ein unsterbliches Leben aber werde nur dem zuteil, der sich absondert von seinen menschlichen Geschwistern. Das kann nicht wahr sein! Ein Gott hat mich in diese Welt gestellt, hat mir Ahnen und Sehnen gegeben, das mich zu meinen blutsverbundenen Schicksalsgenossen hinzieht. An diese Freunde glaube ich. Sie leben ihr Leben bewußt. Darum wird in ihnen ein Gott sein. Ich will keine Sonderstellung, will ein Teil des Volkes sein, dessen Puls in mir schlägt. Mit ihm will ich siegen oder untergehen. Das ist mein Glaube!"

Gerd stand auf.

„Es ist schon spät geworden. Nun werden die im Vorstand den Prediger wohl ausgeschlossen haben, weil sie eine Schuld an ihm fanden." Er nickte sinnend. „Ich aber will meine Sonntage von nun ab lieber in Rawitz verbringen. Zwei Jahre lang habe ich alles mitansehen können. Jetzt ist die Zeit gekommen, da ich reden muß. Ich darf aber noch nicht sprechen."

Er ging langsam hinaus. Anna aber hatte Tränen in den Augen.

*

Soviel Pharisäertum unter dem Vorgeben wahrer christlicher Erkenntnis hatte Gerd empört. Darum hatte er den Meister gefragt, ob der Spruch der Gemeinde denn wirklich zu diesem harten Urteil kommen mußte. Da hatte ihn sein Meister lange angesehen, als wolle er den Grund dieser Frage erforschen, und ihm dann eine mit soviel Bibelstellen belegte Antwort gegeben, daß Gerd alles weitere Fragen einstellte.

Seine Abneigung aber wurde noch größer.

Bislang hatte Gerd nur versucht, irgendwelche Beeinflussungen, dieser Gemeinde auch beizutreten, zurückzuweisen. Aber jetzt konnte er eine immer angreifendere Kritik nicht mehr unterdrücken. Um aber nicht anzuecken, wurde er wortkarg, wenn sein Meister seine geliebten Themen wieder aufnahm. Das verdroß den Meister sehr, und noch ernster als zuvor versuchte er, Gerd für seine Anschauungen zu gewinnen.

Auch Anna Nelsen konnte die erwartete Entscheidung ihres Vaters gegen den Prediger nicht verstehen. Zwar gehörte auch sie der Gemeinde an, aber nicht aus eigener Ueberzeugung. Wenn sie sich auch viel Mühe gab, mit allem Denken innerhalb der Gemeindeordnungen zu bleiben, so war sie doch ein junger, lebensbejahender Mensch, dem die müden, weltabgekehrten Ideen fremd bleiben mußten.

Der Gemeinde aber fernzubleiben, wagte sie nicht. Deshalb fügte sie sich wie ein gefangenes Tier in die ihr unwillkommenen Gesetze.

Als Gerd damals ins Haus kam, dieser schöne junge Mann mit den großen, fragenden Augen, in denen eine ganze Welt von Wünschen und Hoffnungen lag, mit dem eigenartig singenden Klang seiner Stimme, da hatte sie bange Nächte verlebt. Sie fürchtete sich vor einem unbekannten Gefühl, das stärker zu werden drohte als sie. Dabei ahnte sie, daß dieses Gefühl Unheil für sie bedeuten mußte. Und darum wehrte sie sich dagegen und glaubte auch, es niedergekämpft zu haben. Aber es war nur zurückgedrängt, wie ihr ganzer Lebenswille, nicht aber ausgelöscht!

Ob Gerd von ihren Kämpfen ahnte? Sicher nicht.

Anfangs hatte er noch zu sehr unter den Eindrücken des plötzlichen Todes seiner Mutter und des alten Daniel gelebt. Jener beiden Menschen, die ihm viel gewesen waren. Aber auch der größte Schmerz wird überwunden vom Leben. Leichter, wenn er in einer jungen Brust tobt.

Aus der Trauer wurde erst ein Streiten und Wüten gegen das Schicksal, und dann wurde es still in ihm, wie ein Meer, das ein Sturm gepeitscht hat. Diese Stille aber wurde seine Heilung.

Er sah sein Fehlen in Schwerin nicht mehr so riesengroß; lernte verstehen. Langsam verschwanden die bitteren Eindrücke, und dann sah er auch seinen Vater in mildem Licht.

Und doch: ganz scharf glaubte er zu erkennen, daß in all der Duldung seines Vaters nur das Versprechen gegen die Tote lag. Tief, ganz tief aber loderte die Abneigung, die der immer schon gegen ihn hatte und die er sich nicht erklären konnte. Wenn er seinen Vater in Rawitz still vor sich hinsinnen sah, dann meinte er wieder den eigenartigen „bösen" Blick zu bemerken, in dem er das Niederkämpfen einer Gewalt sah, das fast ohnmächtige Ringen mit Mächten, die zu stark waren.

Nachdem alles Fragen sinnlos blieb, gab Gerd das Rätselraten auf und versuchte, schärfer ins Leben hineinzusehen.

Auch die Auseinandersetzung mit der Idee vom Christentum des Meisters hatte ihn lange aufgehalten, bis er auch diese Frage verwarf.

Da war ihm das Ringen des Prometheus kräftiger, sittlicher, stolzer! Da war Leben, wirkliches, greifbares Leben. Aber diese Christen blieben in steter Ablehnung, ohne etwas Lebendiges dafür zu bieten. Nur verworrene, unklare Begriffe über höchste Fragen des Menschentums! Nein, das war kein Kampf, für den die Jugend sich begeistern konnte.

Dann dachte er auch über Anna Nelsen nach, deren Kampf mit dem Schicksal ihm Mitleid einflößte. Er wußte nicht, daß die Jugend dem andern Geschlecht kein Mitleid entgegenbringen kann, nur Achtung oder Gleichgültigkeit. Aber ihm war es, als empfände er ein beruhigendes Gefühl, wenn er Anna Nelsen bedauerte und nach Lösungen suchte, die zu ihrer Befreiung führen könnten.

*

Etwa sechs Wochen nach dem Ausschluß des Predigers fuhr Meister Nelsen zu einer Tagung des Bundes seiner Gemeinde nach Blankenese. Bereits am Sonnabend nachmittag reiste er, um voraussichtlich erst Mitte der Woche zurückzukehren.

Die beiden jungen Menschen waren recht froh, daß sie einige Tage hatten, an denen sie keine endlosen Bibelbetrachtungen und geistlichen Ermahnungen mitanhören mußten.

„Was ist Ihnen denn, Anna?" fragte Gerd nach dem Abendessen. „Sie sehen gar nicht froh aus."

Anna lächelte unfrei.

„Ich weiß es selbst nicht, was mich bedrückt. Fast möchte ich mich schelten."

Sie holte eine Handarbeit und setzte sich an einen kleinen Nähtisch.

„Sie hätten nun doch die Gelegenheit, einmal in ein Theater zu gehen", sagte Gerd so nebenher und sah in die Zeitung, wo ihm gerade der Theaterzettel auffiel.

Anna sah erschreckt auf.

„Was sagen Sie? Ohne meines Vaters Zustimmung ist das doch ganz ausgeschlossen und . . ."

„. . . seine Erlaubnis würden Sie ja doch nicht bekommen, das wollten Sie doch sagen", unterbrach Gerd sie. Ohne ihre Erwiderung abzuwarten, las er aus der Zeitung:

„In Schwerin wird ‚Romeo und Julia' gegeben. Das ist nichts für das erstemal. Rostock, das wäre besser, da wird ‚Die Fledermaus' aufgeführt. Die müssen Sie sehen, Anna!"

„Nein, sprechen Sie nicht davon. Wenn mein Vater das erfahren würde . . ."

Sie stockte und sah ihn gequält an. Gerd beachtete es nicht. Er legte die Zeitung beiseite und meinte dann, als verstände sich das von selbst:

Was sollte er wohl viel machen? Es würde einen oder auch zwei Tage ein Donnerwetter setzen. Und dann würde sich auch sein Zorn legen, wie jedes Gewitter."

„Wie wenig Sie meinen Vater kennen. Es würde ein Unglück werden, ein großes Unglück."

Gerd war es bei diesen Worten, als reize es ihn, den Widerstand des jungen Mädchens zu brechen. Aus welchem Gefühl heraus er das tun mußte, wußte er nicht. Anfangs war es nur sein Wille gewesen, ihr eine Freude zu verschaffen. Aber nun gesellte sich etwas anderes hinzu, das ihn zwang, sie zu überreden, gegen den Willen ihres Vaters zu handeln.

Ja, das war es vielleicht: Er wollte dem Meister Nelsen, diesem Weltverächter, einen vollgültigen Beweis liefern, wie unhaltbar seine Anschauungen waren; er wollte ihm beweisen, daß gesunde Jugend sich jedem müden Alter entgegenstellt.

Anna Nelsen aber ahnte etwas anderes, etwas, das sie trieb, sich der zwingenden Beredsamkeit Gerds zu widersetzen. Eine ungewisse Furcht warnte sie, den Lockungen nachzugeben. Und doch bekamen die vielen unterdrückten Wünsche immer mehr Gewalt, einmal, nur ein einziges Mal, dieses bunte, schillernde Leben mit eigenen Augen zu sehen. Es mußte etwas Wunderbares sein, dieses Spiel mit den Kräften, wie Gerd es nannte.

Sie ließ den Kopf sinken.

Gerd aber sprach weiter, gewollt ruhig, still, aber umso überzeugender. Ihm war, als spräche er nicht zu ihr, sondern suche sich selbst die vielen bunten Bilder aus vergangenen erlebten oder geträumten Tagen festzuhalten. Und dabei wuchsen die Gestalten unter seinen Worten zu Helden und wieder zu Narren. Das war so eigenartig, daß Anna sich wie gebannt fühlte.

Fortsetzung im Heft 17.

Elternsorgen

Nur ein bißchen Eitelkeit

In der Schule ist die Dreizehnjährige wirklich nicht die Fleißigste, aber sonst immer mit dem Mund vorneweg. Die größte Sorge der Mutter aber ist die Putzsucht des Kindes, die Vorliebe für alle möglichen Kinkerlitzchen. Es gibt darum immer wieder Krach zu Hause.

Liebe besorgte Mutter, zu Hause kannst du dein Kind beaufsichtigen, in der Schule ist es in der Obhut seiner Lehrer. Was aber treibt dein Kind in der Freizeit?

Du erwiderst, daß du das natürlich nicht immer genau wissen kannst. In der Freizeit ist das Mädel draußen, auf der Straße, schlendert mit Freundinnen umher.

Es ist gewiß zu verstehen, daß eine Mutter alle Hände voll zu tun hat. Aber die Zeit, auf die Kinder auch in ihrer Freizeit ein wachsames Auge zu haben, muß auch da sein. Nicht nur die kleinen Kinder sind zu hüten; das Entwicklungsalter braucht auch Beobachtung. Nicht durchaus strenge Bevormundung, sondern ein Führen. Man muß wissen, welchen Umgang die Kinder haben. Gerade die Großstadt bringt in dieser Richtung viele Gefahren. Und dann — man lasse doch die Kinder nicht allein oder mit der Freundschaft in den Warenhäusern und Einheitspreisgeschäften herumschlendern! Die lockenden Auslagen erwecken die Begehrlichkeit der Kinder. Das gilt besonders für die halbwüchsigen Mädchen. Der oft so billige Putzkram — von Haltbarkeit und Dauer keine Rede! — läßt den Wunsch nach dem Besitz solcher Dinge leicht aufkommen. Oft wird das Taschengeld dafür vertan. Manche Mutter geht vielleicht darüber hinweg und sagt — ach, das kostet ja nur ein paar Pfennige.

Denke einmal nach, liebe Mutter — wie soll denn dem heranwachsenden Kind der Blick und Sinn für das Gediegene geschult werden?

*

Anderer Leute Kinder

Die Sonne lacht, die Vögel zwitschern, und auf der grünen Spielwiese, dem Planschbecken und dem Sandplatz jauchzen die Kinder. Die Mütter aber sitzen auf den Bänken und sehen mit glücklichen Augen zu; manchmal machen sie auch Handarbeiten oder erzählen sich mit einer anderen Mutter einen Schnack.

I. Der Krach

Frau Christa strickt eifrig an einem Jäckchen für ihre Tochter und sieht erst auf, als diese vor ihr steht. Das Mädelchen schluchzt krampfhaft und zeigt auf einen kleinen Bengel, der sich vorsichtig im Hintergrund hält. Ursula sagt stoßweise und bitterböse: „Mutti, der da will immer mit meinen Formchen spielen; er nimmt sie mir immer weg!"

Frau Christa droht ärgerlich zu dem Buben hinüber und sagt: „Du ungezogenes Kind! Spiele doch mit deinem eigenen Kram und laß das kleine Mädel in Frieden. — Paß nur auf, ich komme gleich hin!" Sie streicht der Tochter das wirre Blondhaar zurecht und tröstet sie. Sie soll nur wieder spielen gehen, der Junge wird sie jetzt schon in Ruhe lassen.

Aber dann sieht sie nach einem Weilchen, wie der Junge wieder zum Spielplatz Ursulas geht. Sehr vorsichtig — Schritt um Schritt; er landet dann auch mit der ganzen Unbekümmertheit seiner fünf Jahre bald wieder bei dem Mädelchen. Vorerst sieht er dem Spiel der Kleinen zu; dann ist er überzeugt, daß er viel bessere Kuchen backen kann. Klar! Er greift nach einer Form. Ursula hält sie krampfhaft fest und — schreit! Das Formchen entgleitet ihr aber doch; da haut sie zu. Der Junge schlägt zurück — aber nun ist auch Frau Christa da, reißt den Buben zurück und gibt ihm eine hinter die Ohren. Und dann? Dann ist auf einmal auch die Mutter des Jungen da, und es gibt einen fürchterlichen Krach zwischen den beiden Müttern, denn schlagen durfte Frau Christa das fremde Kind nicht. Sie machte sich dadurch sogar strafbar!

II. War der Junge wirklich so schrecklich ungezogen?

Vielleicht veranlaßten ihn auch nur Spieltrieb und Neugierde, nach dem fremden Spielzeug zu greifen. Vielleicht sogar zuerst der gute Wille, dem kleinen Mädel zu zeigen, wie man bessere Kuchen backt. Und wenn die kleine Ursula nicht ihrerseits ein so eigensinniges Geschöpfchen wäre, das

Fortsetzung auf Seite 535.

Ein Turnmärchen für die Kleinen

Von Erwin Jäkel

Zeichnung: E. Pahlitzsch

Im Garten stand ein kleiner Holzsoldat. Er trug kein Gewehr mehr. Darum hatte ihn Peter auch nach dem Spiel stehen lassen. — Husch, husch, kam ein Blumenelfchen zu ihm geflattert. Das fragte: „Willst du mein Mann werden?" — „Ach ja", antwortete der Soldat, „aber erst muß ich mein Gewehr suchen gehen." — Er marschierte auch gleich zum Schubkarren. (Beine recht hoch werfen!)

„Ach, lieber Schiebbock, kannst du mir bitte sagen, wo mein Gewehr liegt?" — Da meinte der Schubkarren: „Wir müssen mal meine Freundin, die Regentonne, fragen. Komm, fahre mich zu ihr!" (Schubkarren fahren: Auf die Hände stützen, ein anderes Kind — oder Mutter — faßt bei den Knien an. So läuft man auf den Händen vorwärts.)

Die dicke Tonne trank gerade Regenwasser. „Ein Gewehr sucht ihr? Da will ich gleich durch den Garten rollen — vielleicht finde ich's!" Und schon rollte sie los. (Wie ein Baumstamm fortrollen.)

So kamen sie auch zu einem großen Sack, der in einer Ecke stand. „Du lieber Zuckersack, hast du nicht mein Gewehr gesehen?" fragte der Soldat. — „Nein, ich habe es nicht gesehen — aber kommt mit. Ich wollte sowieso meinen Freund Krabbelbein, den Käfer, besuchen. Der kommt ja überall hin. Ich bin aber sehr langsam. Ihr müßt mich bitte tragen." (Huckepack!)

Da krabbelte auch schon Krabbelbein (auf allen Vieren!) heran. Plumps — fiel er auf den Rücken. Wie er da krabbelte und zappelte! (Auf dem Rücken liegend mit den Händen und Füßen zappeln!) Der kleine, tapfere Soldat half dem zappelnden Käfer auf seine Krabbelbeine. — „Ein Gewehr habe ich gesehen. Mein Freund Ringelbauch hat es versteckt. Ich will ihn rufen."

Da kam auch schon der Regenwurm angekrochen. (Bauchlage, Arme vor dem Kopf ausgestreckt, Handflächen aufgestützt — nun das Gesäß anheben, Knie unter den Körper bringen. So bis zum Fersensitz. Mit Oberkörper und ausgestreckten Armen wieder zur Bauchlage vorgleiten.) — Der brachte das Gewehr mit. „Aber du bekommst es nur, wenn du uns gegen die



scharrenden Hühner schützt" (mit den Füßen scharren). — Das versprach der kleine, glückliche Soldat. Und nun marschierte er links — rechts — zum Blumenelfchen. Alle, die ihm geholfen hatten, lud er zum Hochzeitsschmaus ein. Und wenn die beiden nicht gestorben sind, leben sie heute noch.



Von Herbert Günther

An kirchlichen Feiertagen und in festlichen Stunden der Nation ertönt das Geläut der Glocken über Stadt und Land. Mit ihrem ehernen Klang künden sie Freude und mahnen zur Besinnung, begleiten sie das Leben des einzelnen von der Taufe bis zum Begräbnis. Oft ist ihnen ihr Auftrag, in hellen und dunklen Stunden des menschlichen Daseins an das Ewige zu erinnern und Rufer zu höheren Zielen zu sein, in Gestalt von Sinnsprüchen eingeprägt.

„Vivos voco Mortuos plango Fulgura frango", hat Schiller als Motto über sein „Lied von der Glocke" gesetzt. Er entnahm diesen Spruch der Großen Glocke des Münsters zu Schaffhausen, die 1486 gegossen wurde und über 400 Jahre erklang. In Rudolstadt in Thüringen steht noch heute das Haus des Glockengießers, zu dem Schiller oft hinauswanderte, „um von diesem Geschäft eine Anschauung zu gewinnen". Eine kleine Glocke und eine Inschrift über der Tür der neuen Werkstatt rufen dem Genius nach: „Keine Glocke schalle weiter als sein Gedicht", (an dem er übrigens 11 Jahre gearbeitet hat). Eine plattdeutsche Fassung jenes Spruches der Schaffhausener Münsterglocke enthält die Glocke in dem lippischen Bergstädtchen Oerlinghausen: „De Levendigen rope ick. De Doden beschrie ick. Deme Donder sture ick." (Dem Donner wehre ich.)

Die Namen von drei Großen des deutschen Volkes und Aussprüche von ihnen tragen die drei Glocken der Bismarck-Gedächtniskirche in Friedrichsruh im Sachsenwalde: Luther — „Das Wort sie sollen lassen stahn", Bismarck — „Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt" und Hindenburg — „Seid einig!" Eine Glocke, deren erster Klang durch den Rundfunk in der ganzen Welt vernommen wurde, ist Deutschlands Olympia-Glocke auf dem Reichssportfeld in Berlin. „Ich rufe die Jugend der Welt" ist ihr Wahlspruch, und das große Weltfriedensfest der Jugend läutete sie ein und aus. Mit ihrer Höhe von fast drei Metern und ihrem Gewicht von 200 Zentnern ist die Olympiaglocke eine der mächtigsten in Deutschland. Die größte Glocke aber ist die „Deutsche Glocke am Rhein" des Kölner Doms. Sie wiegt rund 500 Zentner und wurde nach dem Weltkriege als Ersatz für die eingeschmolzene „Kaiserglocke" gegossen. Köln birgt — allerdings im Kunstgewerbemuseum — auch die älteste Glocke Deutschlands, die zugleich auch als die älteste des christlichen Europas gilt. Sie ist aus drei Eisenplatten zusammengenietet und hing ehemals in der Cäcilienkirche. Die älteste gegossene Glocke, ein Glöcklein von nur 40 Zentimeter Höhe, stammt aus dem Jahre 1144 und hängt heute noch in der Kirche von Iggenbach in Bayern.

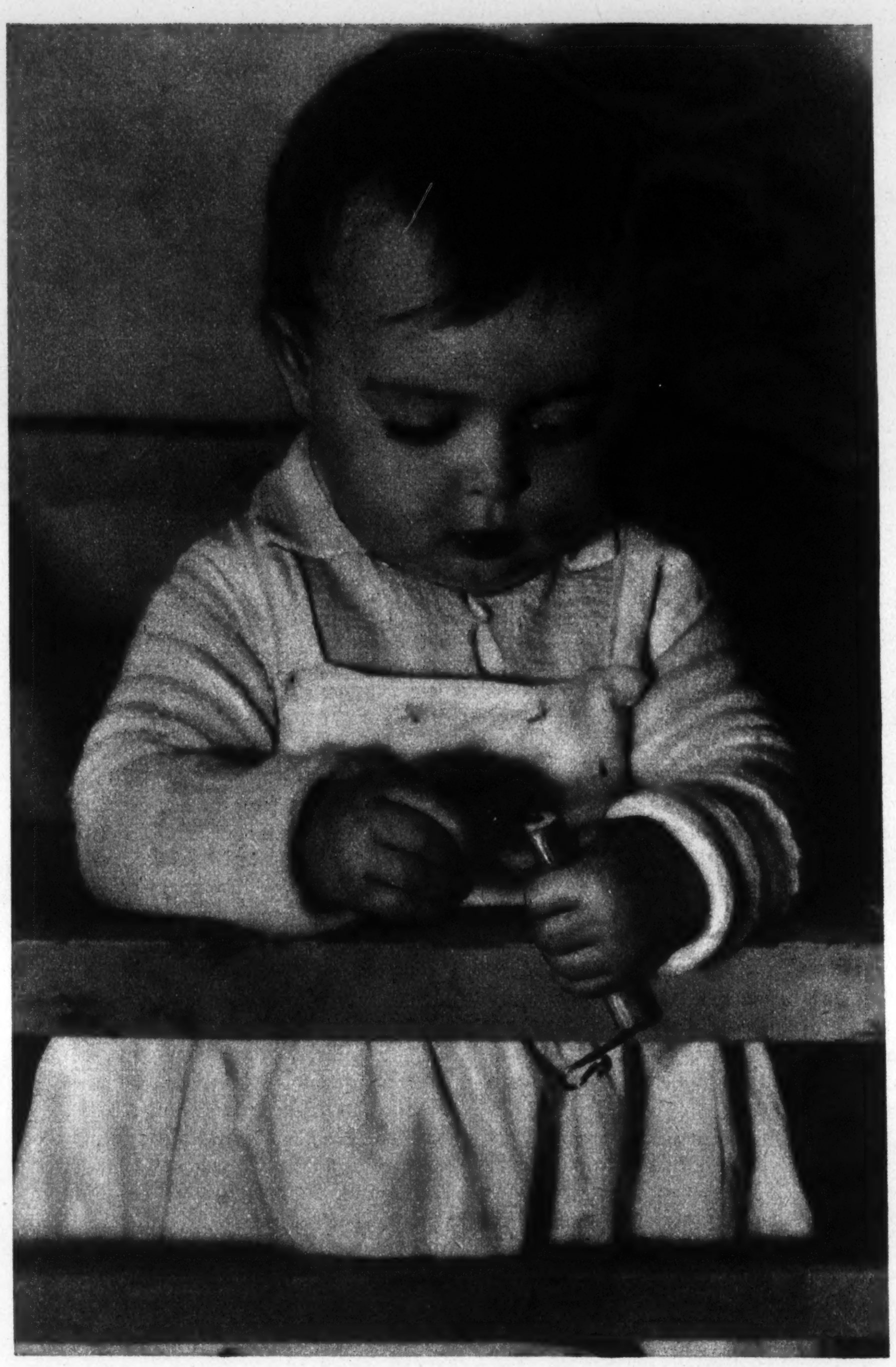
Noch immer wird allabendlich in Jever in Ostfriesland die Glocke für die Landesmutter Maria geläutet, die der Sage nach in die Irre ging und nicht wiederkam. In Havelberg gilt das Abendläuten dem Gedenken an den Bischof Johann, der sich einst auf der Jagd verirrte und durch den Glockenklang den Weg wiederfand; heute ruft es als ein Kinderläuten die Buben und Mädel vom Spiel in Wald und Flur. Das winterliche „Dunkel-Läuten" in Bielefeld stiftete ein auf die gleiche Weise Geretteter. In Tangermünde läutet die Glocke zur Erinnerung an einen Brand, und in Enger in Westfalen, der Ruhestätte des Sachsenherzogs Wittekind, erklingt sie in der Mitternachtsstunde vor dem 6. Januar, den man als seinen Todestag annimmt, ebenso vor und nach dem Festgottesdienst zur „Einsenkung" der Leiche. Es ist also jedes Jahr wieder so, als ob Wittekind gerade erst gestorben und zu Grabe getragen worden wäre. Außerdem wird jeder der Nachkommen seiner Hauptleute, die hier als Sattelmeier um ihn siedelten, zum letzten Abschied von dem Manne, der ihren Vorfahren vor über tausend Jahren den ererbten Hof gab, in der Königsstunde „verläutet". In Braunschweig ertönt eine Glocke alljährlich nur einmal: am Todestage des Freiheitskämpfers Schill in der Nähe des Denkmals, das seinen Kopf birgt.

Es ist kein Zufall, daß sich so viele Sagen und Legenden gerade um Glocken weben. Sie scheinen kein totes Ding zu sein; Geheimnis ist um ihr Werden, Geheimnis um ihre Beziehung zu den Menschen. Sie sollen sprechen, wo der menschliche Mund verstummt, und doch ist's, als lähme der Schmerz mitunter auch sie. Eine Glocke in Crossen an der Oder hing in ihrer früheren Gestalt im Glockenturm des alten Domes am Berliner Schloßplatz, der 1716 abgebrochen wurde. Sie zersprang 1705 beim Leichenbegängnis der ersten preußischen Königin Sophie Charlotte und mußte umgegossen werden. Die nächstgrößte Glocke aus diesem Turm verrichtete lange ihr Amt auf dem neuen Berliner Dom, bis sie 1921 beim Trauergeläut für die letzte deutsche Kaiserin, Auguste Victoria, barst. Auch diese Glocke wurde umgeschmolzen und hängt nun in neuer Gestalt wieder in ihrem Glockenstuhl. Und noch 1934 ereignete sich ähnlich ein dritter Fall: Die große

Glocke der St. Marienkirche in Schonach im Schwarzwald zersprang beim Trauerläuten für Hindenburg und klagte gebrochen weiter.

Merkwürdig ist auch das Schicksal der Glocke der Marienkirche zu Rostock. 499 Jahre lang war sie unermüdlich, aber im 500., ihrem Jubiläumsjahre, sprang sie. Ist es nicht, als wollte sie damit sprechen: „Es ist genug!“? Weil Glocken Leben haben und mitgefühlsfähig zu sein scheinen, hat man sie mehrfach bei der Ehrung der im Weltkriege Gefallenen verwendet. Im badenschen Triberg und im braunschweigischen Königslutter läutet eine besondere „Heldenglocke“ am Todestage jedes im Felde gebliebenen Einwohners und zur Beerdigung jedes Kriegsteilnehmers. Allabendlich um 6 Uhr ertönen in der Marinestadt Wilhelmshaven die Glocken der Elisabethkirche zur Erinnerung an die draußen gebliebenen Männer der Flotte. In der Gemeinde Sohren im Hunsrücker Hochwald erklingt an den Todestagen der Gefallenen im Kriegerehrenmal ein Glockenspiel mit dem Liede „Ich hatt' einen Kameraden“. Auch Meißen erhielt 1929 zu seiner Tausendjahrfeier ein Glockenspiel; hier in der Porzellanstadt bestehen die Glocken aus weißem Porzellan. Und ein zweites Glockenspiel derselben Art befindet sich im berühmten Zwinger zu Dresden. Das Glockenspiel der Potsdamer Garnisonkirche, in der Friedrich der Große neben seinem Vater ruht, und in der Adolf Hitler 1933 den ersten nationalsozialistischen Reichstag eröffnete, ist mit seinem „Ueb immer Treu und Redlichkeit“ wohl das bekannteste der deutschen Glockenspiele. Ungefähr aus gleicher Zeit stammt auch das Glockenspiel der Parochialkirche zu Berlin, das ursprünglich für den verunglückten Schlüterschen Münzturm am Schloß bestimmt war. Ein Glockenspiel, das in eine Zeit zurückweist, in der aus Geschichte und Legende eine der merkwürdigsten deutschen Sagen entstand, hat die „Rattenfängerstadt“ Hameln 1934 aus Anlaß der 650-Jahrfeier des Kinderzuges errichtet.

Viele der deutschen Glocken, die heute in Kirchen, auf Rathaustürmen und in Glockenspielen erklingen, haben ihre Heimat in Thüringen, wo sich in Apolda eine der ältesten Glockengießereien Deutschlands befindet. Hier wurde jüngst auch ein Glockenmuseum eröffnet — unweit der Gegend, in der der Glokkengießer und Dichter Kurt Kluge seinen Roman „Der Glockengießer Christoph Mahr“ spielen läßt, ein Hohes Lied auf das tönende Wunder, das Faust rettete, und dem selbst Mephisto zubilligen mußte, es mische sich „in jegliches Begebnis / Vom ersten Bad bis zum Begräbnis . . .“



Aufnahme: Schersch

Das Laufställchen

Von Anni Weber

Wenn ein Kind sein erstes „faules“ Halbjahr hinter sich hat, liegt es schon täglich ein paar Stunden wach im Bettchen und unterhält sich mit Turn- und Krähübungen. Schon jetzt kann das Laufställchen für 2—3 Nachmittagsstunden in Gebrauch genommen werden, damit das Kind alle Möglichkeiten eines Halbjährigen recht auskosten und ausnutzen lernt zu seiner guten, gesunden Körper- und Geistesentwicklung.

Das billigste Laufställchen ist das Bettchen selbst, sofern es mindestens 50 mal 100 Zentimeter lichtes Maß hat. Man tut für die Lauf-

ställchenzeit Bettzeug und Matratze beiseite und legt statt dessen eine Korklaufplatte auf den Matratzenboden. In das größere Laufställchen, 100 mal 100 Zentimeter, legt man zwei solcher Laufplatten nebeneinander. Auf diese feste, saubere Unterlage gelegt, lernt das Kind nun ganz neue Uebungen: es wälzt sich auf den Bauch, stützt sich auf den Aermchen hoch, hangelt sich an den Stäben des Bettchens zum Hocken und schließlich zum Stehen auf und übt so und auf hunderterlei andere Art Körper und Geist aufs beste.

Für seine Turnstunden im Laufställchen muß das Kind durch besondere Kleidung zuverlässig gegen Abkühlung geschützt sein. Es bekommt über sein Hemdchen und Jäckchen, bzw. über das kombinierte Hemdjäckchen, ein Spielhöschen mit Leibchen angezogen, das lange Schlupfbeinchen hat, so daß besondere Strümpfchen und Wollschühchen überflüssig sind, zumal sie doch von größeren Kindern zu gern ausgezogen werden. Damit das gestrickte Spielhöschen gegen Benässung und das Kind gegen Erkältung geschützt wird, gibt man vor dem Anlegen des Spielhöschens über die dick mit Zellstoffwatte ausgestopfte Windel ein modernes Gummihöschen mit seitlichen großen Luftlöchern. Beim Kriechen und Laufen schadet ein solches Höschen dem Kind nicht, aber keinesfalls sollte man es mit einem Gummihöschen, auch nicht mit einem „gelüfteten", schlafen lassen. Bei Bedarf, spätestens alle Stunde einmal, wird die feuchte Zellstoffwatte im Höschen erneuert, damit die Haut in der feuchten Wärme nicht leidet. Vor und nach dem Aufenthalt im Ställchen wird die Haut warm gewaschen, gut getrocknet und mit Vasenolcreme sehr sorgsam massiert, damit das Gummihöschen, das „notwendige Uebel", keinerlei Schaden anrichten kann. Das Gummihöschen wird ebenfalls peinlich sauber gehalten durch tägliches Ausschwenken in heißem Wasser (neuzeitliche Gummihöschen sind hitzebeständig), dem man einmal wöchentlich zwei Eßlöffel Waschpulver zufügt. Der Rest der heißen Brühe wird zum Abwaschen des Laufställchens einschließlich der Korklaufplatte verwandt.

Das Laufställchen kann bei peinlicher Sorgfalt der Mutter sehr zum körperlichen Wohl des Kindes beitragen, ebenfalls wertvoll ist es aber für seine geistige Entwicklung. Mit dem Aufenthalt im Laufställchen erweitert sich das Blickfeld über den begrenzten Beobachtungsraum des liegenden Kindes hinaus. Die Aeuglein können nun dem Leben im Zimmer nach allen Seiten hin folgen und die Ohren lernen die Geräusche auf ihren Ausgangspunkt zurückführen. Von Tag zu Tag wird das Kind geschickter im Gebrauch seiner Glieder und die gewonnene körperliche Sicherheit steigert auch täglich sein Zutrauen zur Umwelt und erweitert damit seine Vorstellungswelt in immer neuen Eroberungszügen. Auch die Tücken des Daseins werden hier deutlicher als im weichen Bettchen: man macht Bekanntschaften mit der „harten" Umwelt in Form eines festen, wenn auch mildernd elastischen Fußbodens, auf dem man sitzt oder umherkriecht, auf dem man aber auch spürbar aufbumsen kann, wenn man verschiedene Dinge nicht beachtet. Man lernt das große und kleine Geschäftchen deutlicher als im Bett als unangenehme Störung empfinden, weil es sich im schmutzigen oder nassen Höschen längst nicht so schön turnen läßt wie im trockenen, sauberen, und so lernt man nach und nach, auch diese Störung im Daseinsglück aufmerksam zu verhüten.

Die Spiel- und Lernmöglichkeiten sind im Laufställchen für das Kind zunächst unbegrenzt, so daß man nicht für „Zeitvertreib" zu sorgen braucht, der höchstens die Versenkung des Kindes in das Neuzulernende stören würde. Nach Wochen erst hat das Kind sein Reich ganz erobert. Dann kommt wenig gut ausgewähltes, hygienisches Spielzeug zu seinem Recht.

Elternsorgen

sein Spielzeug nur für sich allein beansprucht, hätten die Kinder wahrscheinlich ganz verträglich miteinander gespielt!

III. Die kluge Mutter

In einer Gruppe spielender Kinder entsteht großes Geschrei; zwei kleine Mädchen zanken sich. Da ist auch schon die eine Mutter zur Stelle. Was war eigentlich los? Das eine Mädel brüllt, als ob es am Spieß steckt und zeigte auf ein anderes, das mit trotzigem Gesicht dasteht und eine Puppe an das Herz drückt mit einem Ausdruck, als wolle es diese Puppe nie wieder hergeben. Die Puppe gehört dem Mädelchen natürlich nicht. Aber da legt die Mutter zärtlich den Arm um dieses fremde Kind und beginnt ein Gespräch. Und siehe, der Trotz in dem süßen Kindergesicht löst sich. Das andere Mädelchen, der kleine Brüllaffe, ist auch wieder ruhig geworden, schmiegt sich an die andere Seite der Mutter und hört aufmerksam zu, was Mutti diesem „schrecklichen" Kinde erzählt und merkt gar nicht, daß Mutti damit auch zugleich der eigenen Tochter Lehren gibt.

Mutti sagt, daß die beiden Kinder doch wunderschön miteinander spielen könnten. Ihre kleine Tochter ist natürlich die Mutter von dem Puppenkind, aber das schließt nicht aus, daß auch die andere Kleine einmal mit dieser Puppe spielen darf. Wenn Tante Grete zu Besuch komme, spielt sie doch auch immer mit Mutters Tochter, und Mutter erhebt dann auch nicht gleich ein großes Geschrei!

So also geht das Gespräch. Die kleinen Mädchen werden die besten und verträglichsten Spielgefährtinnen, weil eine kluge Mutter die Verbindung fand zu dem Kind anderer Leute. M. B.

Eltern, besucht die pädagogische Sprechstunde der „Reichs-Elternwarte"!

Um den Beziehern unserer Zeitschrift in allen Fragen der Erziehung, allen Nöten und Sorgen um ihre Kinder rechte Antwort geben zu können, haben wir namhafte Pädagogen aller Schulrichtungen verpflichtet, die sowohl mündlich als auch im Briefdienst Fragen aus unserem Bezieherkreis beantworten. Die Beratung erfolgt selbstverständlich unentgeltlich; im Briefdienst bitten wir, der Anfrage lediglich das Rückporto sowie den Bestellschein (der mit der Antwort zurückgegeben wird) beizulegen. Die Anfragen sind zu richten an die Schriftleitung der „Reichs-Elternwarte", Abteilung Pädagogische Sprechstunde, Berlin SW 19, Wallstr. 17/18.

Was können unsere Kinder werden?



Der Tischler

Von Dr. Hans Hajek

Aufnahmen: Dr. Weskamp

Die Begabungen und Neigungen der Kinder melden sich frühe an, aber nur wenige Eltern verstehen diese Zeichen und Offenbarungen zu deuten. Daß ein Junge ein paar Brettchen mit einem Nagel zu einem (wie uns scheint) sinnlosen Klumpen zusammennagelt, *bedeutet* sicherlich etwas für die Erfahrungen dieses Kindes mit Werkstoff und Werkzeug; aber ich wollte mich nicht getrauen, daraus zu prophezeien, daß der Junge ein Tischler werden müsse — wie es Mütter und Großmütter manchmal tun. Wenn der Junge gerne und eifrig baut, ist das schon besser; wenn er dazu ein guter Zeichner wird, erweist er seine Richtung noch augenscheinlicher. An welchen Stoffen und an welchen Aufgaben er aber später seine bauende, formende Kraft entwickeln wird, das läßt sich überhaupt nicht vorhersagen. Ein Zufall, ein Zusammentreffen mit gerade *dieser* handwerklichen Arbeit unter günstigen Umständen gibt schließlich die Richtung und löst den Entschluß: ich werde Tischler! Ohne diesen Zufall hätte der Junge vielleicht ebensogut Maurer, Baumeister, bildender Künstler werden können. Aber ein „Baumeister", ein bildender Künstler steckt ja auch im Tischler, wenn er nur ein tüchtiger Handwerker ist; und mit dem Maurer, mit dem Architekten hat er in seiner Arbeit reichlich zu tun.

Ich will mit alledem nur sagen, daß beim Tischler die Freude am Formen

und Bauen seines Werkstücks eine wichtige Rolle spielt, die Freude am „Zusammenpassen" der einzelnen Teile zum Ganzen und des Ganzen zum Zweck. Dieser Zweck ist beim Tischler in den weitaus meisten Fällen ein persönlicher Zweck: er schafft Möbel für Menschen, richtet Wohnungen, Versammlungsräume, Arbeitsstätten ein für Menschen, und die schöngestaltete, eigentümliche Form trägt bei aller Gebrauchsfähigkeit und Zweckhaftigkeit doch eine stark persönliche Note. Der Maschinenschlosser, der nach einer Konstruktionszeichnung eine Maschine zusammensetzt und ihre noch fehlenden Teile ergänzt, ist (um ihn gegenüber dem Tischler als Beispiel zu nennen) viel sachlicher und unpersönlicher: die schöne Form, die Eigenart hat für ihn viel weniger Wert als das einwandfreie Funktionieren. Damit möchte ich ja nicht sagen, daß das Praktische, der Gebrauchswert seiner Arbeit, für den Tischler gleichgültiger wäre. Der Kampf um einen neuen echten Stil unserer Wohnkultur bewegt sich doch eben um die Aufgabe, zu den Volksgenossen unserer Gegenwart passende und ihnen gemäße Möbel und Inneneinrichtungen ihrer Wohnungen zu bauen und dies mit den Werkstoffen, die unserer Volkswirtschaft zu Diensten stehen. Der besonnene, seiner Arbeitsverantwortung bewußte Tischlermeister wird also viel mehr können müssen als nur das, was man früher geringschätzig und mit Unrecht das „Handwerkliche" nannte, also die Vertrautheit mit dem Holz, mit den Werkzeugen und mit den Handgriffen der Verarbeitung. Der gute Handwerker hat zu allen Zeiten dem Material sein Recht werden lassen, hat sich in den Dienst seines Auftraggebers gestellt und hat seine anständige Formgesinnung, den Stolz seiner sauberen Leistung in jedem von ihm gemachten Stück zur Schau gestellt. Diese Gesamthaltung spüren wir am deutlichsten an der großen Handwerkskunst vergangener Zeiten: am Biedermeier, am Barock, an der Gotik. Der Durchschnittsmensch weiß gar nicht warum, aber er fühlt, wie genau alle diese Sachen, die er heute in einem Museum, in einem alten Schlosse oder Bürgerhause bewundert, wie genau sie zu den Menschen ihrer Zeit paßten und wie geschlossen sie in sich selbst sind. Die gleiche Geschlossenheit der Haltung, fremdartig und reizvoll, spüren wir an den Gegenständen chinesischen, japanischen, indischen Kunsthandwerks und an der Volkskunst begabter Naturvölker — mag freilich auch der Unerfahrene hier manche schlechte Nachahmung und Fälschung, manches kitschige „Andenken" der Fremdenverkehrsindustrie gutgläubig für echt



verehren. Aber wenn wir dazu unsere eigenen Gebrauchsgegenstände der letzten drei Menschenalter und die Wohnungseinrichtungen seit etwa 1870 ansehen, dann packt uns in diesem Wirrwarr von Versuchen, Moden und hilflosen „Richtungen" völlig die Verzweiflung. Es bedarf schon einiger Schulung oder wenigstens freundlicher Belehrung, um hier die vielen ehrlichen Ansätze und das Einsetzen ernsten Stilwillens zu erkennen und zu würdigen. In den weithin bekannten Vorbildern einzelner Musterwerkstätten wird die Richtung und das bisherige Ergebnis dieses neuen Willens zu Haltung und Formbeherrschung am deutlichsten. All dies muß der Tischler von heute als Fachmann verfolgen, und er muß sich in diese Bestrebungen tätig einordnen können. Es versteht sich am Rande, daß dazu allerhand Intelligenz, eigener sicherer Geschmack und ein vielseitig praktisches Können gehört.

Auch die körperlichen Anforderungen an den jungen Tischler sind nicht ganz geringe. Zwar haben die modernen Holzbearbeitungsmaschinen dem Werktätigen viel Muskelarbeit abgenommen, immerhin sind aber schwächliche Leute zum Tischlerberuf nicht geeignet. Da die Arbeit fast ausschließlich im Stehen verrichtet werden muß, ist ein kräftiger Knochenbau nötig, um auszuhalten. Dagegen können Brillenträger, wenn ihre Kurzsichtigkeit nicht zu stark ist, unbedenklich Tischler werden. Die Atmungswerkzeuge sind durch den unvermeidlichen Staub zum mindesten belastet; die gut eingerichteten Werkstätten und Holzbearbeitungsmaschinen sorgen allerdings durch Absaugvorrichtungen und Ventilationen nach Möglichkeit dafür, die Staubplage einzuschränken. — Viel bedeutender sind aber die seelischen und geistigen Anforderungen; denn der körperlich dem Beruf nicht Gewachsene gibt die Arbeit ja bald auf und erleidet nur selbst Schaden, der Unfähige und Uninteressierte indes verbleibt gewöhnlich doch in dem einmal betretenen Gleis und schädigt so als unbefriedigter Stümper und Patzer die sachliche Arbeit. Und ohne Liebe zur Arbeit ist in *keinem* Handwerk, am allerwenigsten in dem des Schreiners und Tischlers Erfolg zu haben. Sauberkeit und Genauigkeit sind ebenso selbstverständliche Voraussetzungen.

Darüber hinaus muß der junge Tischler ein Gefühl dafür bekommen, daß er mit einem lebendigen Stoffe werkt und . . kämpft. Das Holz ist keineswegs ohne weiteres bereit, die gewünschten und ihm vom Tischler gegebenen Formen anzunehmen, noch viel weniger sie beizubehalten. Es ist geradezu ein Merkmal guter Tischlerarbeit, daß sie in diesem Kampf mit dem gegenarbeitenden, quellenden und schrumpfenden, sich verziehenden und sich verwerfenden Stoff die siegreiche Oberhand behält, *ohne* doch die Natur des Holzes dabei zu verleugnen und zu vergewaltigen. Der richtige Schreiner muß wissen und im Gefühl haben, wie sich die verschiedenen Holzarten, wie sich die Sorten der gleichen Art, aber von verschiedener Herkunft unter den mannigfachen Bedingungen der Formgebung und des späteren Gebrauchs verhalten; der gute Tischler lauscht ihnen ihre Eigenart und ihre Gesetze ab und nützt sie, der oberflächliche Stümper überläßt den unausbleiblichen Aerger an der auf äußeren Schein gemachten Arbeit dem betrogenen Käufer. Wenn der Tischler in einer Fabrik oder für den Möbelhandel arbeitet, bekommt er den Käufer ja auch selbst niemals zu sehen; er muß also hier von seinem eigenen Handwerksgewissen und von dem Sachverstand seiner Firma gehalten werden, wenn er nicht vom Wege des guten Handwerks abkommen soll.

Die Entwicklungsmöglichkeiten des Tischlers sind vielseitig: er kann als Bau- oder Möbeltischler arbeiten, als Parkettleger oder Fournierer; er kann in die Modelltischlerei eines Industriewerks übergehn. Er kann sich nach den verwandten Berufen des Holzbildhauers, des Intarsiaschneiders, des Drechslers hin bilden. Die Oberflächenbehandlung des Holzes: Beizen, Anstreichen, Lackieren und Polieren, die der Tischler beherrschen muß, bringt ihn dem Spezialberuf des Lackierers und Polierers nahe. Als Raumgestalter oder, wie man früher sagte: Innenarchitekt hat der gelernte Tischler enge Arbeitsgemeinschaft mit dem Maler und Dekorateur, dem Tapezierer und dem Fachmann für Möbelbezüge und Wandbespannungen, vom Maurer, Zimmermann, Glaser und Ofensetzer gar nicht zu reden. Je mehr der junge Tischler also in seinen Beruf eindringt, desto weitsichtiger muß er über die Grenzen dieses seines Sonderberufs hinaussehen können, ohne doch in dieser Vielfalt der Beziehungen die eigene handwerkliche Art und sich selbst zu verlieren. Der junge Tischlerlehrling wird also seine vierjährige Lehrzeit *nach Möglichkeit* in einem mittleren, nicht allzusehr spezialisierten Betriebe verbringen; dann bekommt er nach und nach von selbst den rechten Blick. Die Berufsschule ergänzt diese Ausbildung, die mit dem Gesellenstück und der Gesellenprüfung abschließt. Nun muß der neue Geselle in mehrjähriger, wechselvoller praktischer Arbeit neue Handwerkserfahrungen sammeln, ehe er als selbständiger Meister, nach bestandener Meisterprüfung, sich niederlassen darf — der Weg zur Selbständigkeit ist natürlich an die Voraussetzung entsprechender Geldmittel geknüpft, umsomehr, als die Maschinen auch im Betrieb des Tischlers heute immer unentbehrlicher werden. Der Tischlergeselle kann aber auch nach vierjähriger Praxis den einjährigen Werkmeister-Lehrgang einer Fachschule besuchen und sich damit zu entsprechenden Stellungen im Großbetrieb geeignet machen. Er kann sich ferner, wenn seine zeichnerischen und gestalterischen Fähigkeiten ihn nach dieser Richtung ermutigen und drängen, zum Zeichner (Techniker) fortbilden und einen entsprechenden zweijährigen Lehrgang durchmachen. Oder er kann schließlich den Berufsweg des Raumgestalters und Innenarchitekten in dreijähriger Fachschulausbildung betreten. Neben den verschiedenen Tischlerfachschulen in den durch überlieferte Raumkultur ausgezeichneten Landschaften des Deutschen Reichs bietet hier vor allem die „Fachschule der Reichshauptstadt für Raumtechnik und Raumgestaltung" in Berlin gediegene, vielseitige Gelegenheit jeglicher Fachausbildung. Es ist die Aufgabe solcher höheren Fachschulbildung, den jungen Handwerker nun auch mit vollem Bewußtsein und mit Ausnützung aller seiner gestalterischen Fähigkeiten in das Streben nach einer neuen volkstümlichen Handwerkskultur hineinzustellen.

Und hier liegt die schöne Lebensaufgabe, das hohe kulturelle Ziel der neu heranwachsenden Tischlergeneration: im engen und dankbaren Anschluß an die Meisterleistungen vergangener Geschlechter und der heute noch schaffenden alten Meister der Volksgemeinschaft eine neue, wesensgemäße Wohnkultur erarbeiten zu helfen!

Rätsel-Auflösungen aus Heft 13

Silbenrätsel:

1. Sonderzug, 2. Traubenwein, 3. Rabau, 4. Anemone, 5. Furie, 6. Ernte, 7. Seife, 8. Orchideen, 9. Latwerge, 10. Losung, 11. Buchhalter, 12. Emmich, 13. Späne, 14. Schwerathletik, 15. Eresburg, 16. Ranken. — Strafe soll bessern aber nicht schmähen.

Doppeltes Silbenrätsel:

1. Zuidersee, 2. Vervielfältiger, 3. Uebermut, 4. Hektoliter, 5. Kirchenlieder, 6. Tube, 7. Kartoffelschalen, 8. Detmold, 9. Weidenbohrer, 10. Enkelkinder, 11. Adern. — Zu viel Mutterliebe schadet den Kindern.

Rätsel-Auflösungen aus Heft 14

Ergänzungs-Bilderrätsel:

1. Boje, 2. Lese, 3. Pech, 4. Ahne, 5. Herr, 6. Arco, 7. Dole, 8. Seil, 9. Elle, 10. Fell, 11. Ilse, 12. Nerv. — Jugend soll schaffen und fröhlich sein. (v. Arnim.)

Silbenrätsel:

1. Immen, 2. Meiler, 3. Gardine, 4. Leutnant, 5. Ausweis, 6. Uri, 7. Butzenscheibe, 8. Eidam, 9. Nachtigall, 10. Aorta, 11. Nimbus, 12. Dreieck, 13. Estomihi, 14. Umbruch, 15. Taunus, 16. Sokrates, 17. Chaldäa, 18. Lappland, 19. Aster, 20. Nägelt, 21. Dievenow, 22. Wespen, 23. Einbuße, 24. Roland. — Im Glauben an Deutschland werden wir das Schicksal meistern.

(Adolf Hitler.)

führung sein. Das Hauptamt für Volkswohlfahrt errichtet überall dort Gemeindestationen, wo bisher noch keine vorhanden waren. Dies ist insbesondere in Notstandsgebieten der Fall. Hier daran mitzuhelfen, daß die durch die Revolution, Inflation und Mißregierung der Vergangenheit um ihre wirtschaftliche Grundlage gebrachten und teilweise verbitterten Volksgenossen wieder zukunftsfroh am deutschen Aufbau arbeiten können, ihnen Lebensmut und Lebensfreude wiederzubringen, ist letzten Endes Aufgabe der NS-Schwester.

Der organisatorische Aufbau der NS-Schwesternschaft lehnt sich eng an den der NSV und damit der Partei an. Die zentrale Bearbeitung im Hauptamt für Volkswohlfahrt erfolgt in der Hauptstelle „Schwesternwesen". In den Gauen besteht in der Hauptstelle Wohlfahrtspflege und Jugendhilfe des Amtes für Volkswohlfahrt gleichfalls eine Stelle „Schwesternwesen", die alle im Gaubereich auftauchenden und zu lösenden Fragen regelt. In den Kreis- und Ortsgruppenamtsleitungen dagegen bestehen keine selbständigen Referate für die NS-Schwesternschaft. Sowohl im Hauptamt für Volkswohlfahrt als auch in den Gauen steht dem Leiter der Hauptstelle bzw. Stelle „Schwesternwesen" eine Schwester zur Seite, die selbständig für die schwesterlichen Belange verantwortlich ist und ihn in allen Fragen berät.

Die NS.-Schwesternschaft ist keine selbständige, juristische Person, sondern Teil des Aufgabengebietes der NSV. Alle die NS.-Schwesternschaft betreffenden Rechtshandlungen werden daher von der NS.-Volkswohlfahrt e. V. abgegeben, sie tritt insbesondere ausschließlich als Vertragsteil auf. Nach den „Richtlinien der NS.-Schwesternschaft" vom 21. 6. 1934 soll die NS.-Schwesternschaft „als Parteiorganisation der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei im Geiste des neuen Staates ihren hohen Aufgaben auf dem Gebiete der Krankenpflege nachgehen. Die NS.-Schwestern sollen zu ihrem Teil, in Ausübung ihres Berufes, zu der Schaffung der wahren Volksgemeinschaft im Sinne der nationalsozialistischen Weltanschauung beitragen".

Ein Entgelt für ihre Tätigkeit darf die NS.-Schwester von den durch sie Betreuten nicht annehmen. Gebühren für die Inanspruchnahme der Schwester werden auch von der NSV. nicht erhoben. Damit ist vor allem die Möglichkeit gegeben, daß Kranke, die auf Grund ihrer wirtschaftlichen Verhältnisse auf eine Pflege verzichten müssen, fachlich ausgesuchte Kräfte in Anspruch nehmen können. In der rein pflegerischen Tätigkeit kann sich aber die Aufgabe einer nationalsozialistischen Schwester nicht erschöpfen. Ihr Wirken in der Krankenpflege ist vielmehr Ansatzpunkt für ein weiteres Wirken in der Familie. Immer dann, wenn die akute Krankheit nur Ausfluß von Schäden ist, die tiefer liegen, muß die Schwester darauf hinwirken, daß die Ursachen gehoben werden, sei es durch Stärkung der Selbsthilfe der Familie, z. B. durch Ratschläge über zweckmäßige Ernährung, zweckmäßige Pflege des Kleinkindes usw. oder, falls eine Hilfe durch die Kräfte der Familie nicht wirksam erfolgen kann, durch Mitteilung der Verhältnisse an die ihr vorgesetzte Dienststelle der NSV. Diese kann dann gemeinsam mit der öffentlichen Wohlfahrtspflege im Rahmen der übrigen Hilfswerke der NSV. Abhilfe schaffen. Bei verständnisvoller Erfassung ihrer Aufgaben wird die NS.-Schwester namentlich in Landgemeinden ein Mittelpunkt für die Sorgen und Nöte der Bevölkerung werden und so tatsächlich dem ihr gesteckten Ziel, zur Schaffung der Volksgemeinschaft beizutragen, nahekommen.

Die NS.-Schwesternschaft gliedert sich in

a) Vollschwestern (NS.-Schwestern),
b) NS.-Schwester-Anwärterinnen und
c) Lernschwestern (Schülerinnen).

Unmittelbar als NS.-Schwestern Aufnahme finden nur solche staatlich geprüfte Schwestern, die selbst Mitglied der NSDAP. sind oder den Nachweis erbringen können, daß sie sich vor der Machtübernahme in jeder Weise nationalsozialistisch betätigt haben, mindestens aber, daß dies für die nächsten Familienangehörigen zutrifft .Auch diese Schwestern müssen eine Probezeit von 6 Monaten in der NS.-Schwesternschaft ableisten, in der sie nach Möglichkeit in besonderen Schulungskursen für die spezifischen Aufgaben der Gemeindepflege vorbereitet werden.

NS.-Schwester-Anwärterinnen sind gleichfalls staatlich geprüfte Schwestern, die jedoch nicht Angehörige der Partei sind oder den Nachweis nicht erbringen können, daß sie selbst bzw. ihre nächsten Familienangehörigen sich vor der Machtübernahme für den Nationalsozialismus betätigt haben. Bei ihnen muß die unbedingte Gewähr gegeben sein, daß sie selbst auf dem Boden der nationalsozialistischen Weltanschauung stehen. Diese staatlich geprüften Schwestern sind einer Probezeit von 1 Jahr unterworfen, in welcher sie ihre berufliche und charakterliche Eignung unter Beweis stellen müssen. Auch sie haben an besonderen Schulungskursen teilzunehmen.

Als Lernschwestern (Schülerinnen) können alle deutschen Volksgenossinnen aufgenommen werden, die hinsichtlich ihrer Abstammung den Voraussetzungen zum Erwerb des Reichsbürgerrechts genügen und den allgemeinen Aufnahmebedingungen entsprechen.

Kurzweil am Feierabend

Silben-Rätsel

Aus den Silben: a — äh — ar — ar — au — ber — bru — ca — che — dam — dar — den — e — er — erch — es — est — fe — fe — gast — ge — grim — gu — gut — hahn — ham — hard — hirsch — i — is — ja — kan — ki — ko — land — lasch — laub — let — lu — mud — ne — ni — nip — now — pal — pen — pes — ra — re — re — roh — rüst — sam — saf — se — so — stein — stof — tag — tal — ter — thu — tur — un — vreau — wal — wol — wols — zer sind 27 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben und Endbuchstaben von unten gelesen eine Bauernregel nennen, die auch den Erziehenden etwas zu sagen hat. Wortbedeutung: 1. pommersche Stadt, 2. bayr. Name für Dienstag, 3. unverarbeitete Materialien, 4. russ. Heerführer † 1914, 5. Blütenstand, 6. Laubart, 7. Sammlung jüdischer Satzungen, 8. schweizer Kanton, 9. mittelamerikanische Republik, 10. Wild, 11. führende nationalsozialistische Persönlichkeit, 12. bis 1917 russ. Botschafter in Paris, 13. baltischer Staat, 14. Tonwaren, 15. Nebenfluß des Mississippi, 16. männliches Waldhuhn, 17. franz. algerischer Fußsoldat, 18. kleine Zierfiguren, 19. der Wolf in der Tierfabel, 20. feines Ziegenleder, 21. sagenhafter Dänenprinz, 22. Lebensbaum, 23. schwerer Reitersäbel, 24. Monatsname, 25. Futterpflanze, 26. männlicher Vorname, 27. Hilfsbau.

Versteck-Rätsel

Stein — Jungfer — Vogesen — Amtswalter — Ferien — Astgabel — Rute — Leinen — Falter — Gejubel — Regen — Wandtafel — Zugtier — Nickel — Rechtsanwalt. Man entnehme jedem Wort drei zusammenhängende Buchstaben und reihe sie aneinander, es ergibt sich ein Sprichwort.

Silben-Rätsel

Aus den Silben: ba — bur — dek — dir — eck — ein — el — ex — fe — flucht — gen — ger — go — hen — i — im — ka — ker — king — land — lei — let — nan — ne — nie — nor — preß — puls — reichs — rett — ri — ro — schau — schrank — staf — te — tern teu — to — to — war — we — wald sind 15 Wörter nachstehender Bedeutung zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen ein Sprichwort nennen. Bedeutung der Wörter: 1. Kleinkunstbühne, 2. Anregung, 3. europ. Staat, 4. Stadt an der Weichsel, 5. Möbelstück, 6. lehrreiche Halbmonatsschrift, 7. Abwanderung in die Stadt, 8. Blitzzug, 9. Hausvogel, 10. Oper von Verdi, 11. Flugzeugtyp, 12. Stadt in China, 13. Spott, 14. Malgerät, 15. Gebirge in Westfalen.

Verlag: Heinrich Beenken Verlagsbuchhandlung, Berlin SW 19
Wallstraße 17/18
Hauptschriftleiter: Wilhelm Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Druck: Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW 19, Wallstraße 17/18



Strandklatsch